

Anmerkungen

Verzeichnis

der in den Anmerkungen abgekürzt angeführten Bücher

- Anmerkungsband(=bände). Siehe Grimm, Wilhelm.
- d'Aulnoy, Marie=Cathérine. Benutzt wurden die Contes des Fées in den Ausgaben à la Haye, 1698 (t. 1 und 2) und Paris 1725 (t. 3 und 4), die Contes nouveaux ou Les Fées à la mode in der Ausgabe Paris, 1725, beide weiter in den Abdrucken im Cabinet des Fées, II—IV.
- Basile, Giambattista, Lo Cunto de li cunti; benutzt die Ausgabe Napoli, 1674, Bened. Croces Neudruck (1891; nur der 1. Band erschienen) und desselben italienische Übertragung (1925), weiter die Übersetzungen ins Deutsche von Felix Liebrecht (1846) und ins Englische von N. M. Penzer (1932).
- Benz, Richard, Märchen=Dichtung der Romantiker, 1908 (und 1926).
- Bolte, Johannes, und Polívka, Georg, Anmerkungen zu den Kinder= und Hausmärchen der Brüder Grimm, 1913—1932.
- BP Siehe Bolte und Polívka.
- Brentano, Clemens, Märchen in Cl. Brentanos Sämtlichen Werken, herausgegeben von Carl Schückelkopf, XI—XII, 2, 1914—1917.
- Cabinet des Fées, Genève, 1787—1789.
- CdF Siehe Cabinet.
- Chauvin, Victor, Bibliographie des ouvrages arabes, V—VIII, 1901—1904.
- Cosquin, Emmanuel, Les Contes indiens et l'Occident, 1922.
- , Études folkloriques, 1922.
- Cor, Marian Koalfe, Cinderella, 1923.
- DM Siehe Grimm, Jacob.
- FF Communications, Edited for the Folklore Fellows, 1911 ff.

- Grimm, Brüder. Briefwechsel zwischen Jacob und Wilhelm Grimm aus der Jugendzeit, herausgegeben von Herm. Grimm und Gust. Hinrichs, 1881.
- Grimm, Brüder, Die Kinder- und Hausmärchen . . . in ihrer Urgestalt, herausgegeben von Friedrich Panzer, 1913.
- Grimm, Jacob, Kleinere Schriften, 1864—1890.
- , Deutsche Mythologie, 4. Ausgabe, besorgt von Elard Hugo Meyer (1878).
- Grimm, Wilhelm, Kinder- und Hausmärchen. Dritter Band. Zweite Auflage, 1822; zitiert als Anmerkungsband 1822.
- , Dasselbe, Dritte Auflage, 1856; zitiert als Anmerkungsband 1856.
- , Kleinere Schriften, 1881—1887.
- Hamann, Hermann, Die literarischen Vorlagen der Kinder- und Hausmärchen, 1906.
- Hartland, Edwin Sidney, The Science of Fairy Tales, 1891.
- Heyden, Franz, Volksmärchen und Volksmärchen-Erzähler, 1922.
- Herrmann, Paul, Erläuterungen zu den ersten neun Büchern der Dänischen Geschichte des Saxo Grammaticus, 1901 und 1922.
- Holder, Alfred. Siehe Saxo Grammaticus.
- KHM wird für die Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm ohne Unterschied der Auflage verwandt.
- Lang, Andrew. Siehe Perrault.
- Leffß, Joseph, Märchen der Brüder Grimm. Urfassung nach der Originalhandschrift der Abtei Stenbergl im Elsaß, 1927.
- MdM Siehe Wesselski, Albert.
- Musäus, Johann Karl August, Volksmärchen der Deutschen, 1782—1787.
- Perrault, Charles, Histoires ou Contes du temps passé, 1697, abgedruckt bei Andrew Lang, Perrault's Popular Tales, 1888 und P. Saintyves, Les Contes de Perrault, 1923.
- Saxo Grammaticus, Gesta Danorum, herausgegeben von Alfred Holder, 1886.
- Siehe auch Herrmann, Paul.
- Saintyves, P. Siehe Perrault.
- Schmidt, Kurt, Die Entwicklung der Grimmschen Kinder- und Hausmärchen, 1932.

- Schoof, Wilhelm, Zur Entstehungsgeschichte der Grimmschen Märchen (in den Hessischen Blättern für Volkskunde, XXIX, 1—118).
- Steig, Reinhold, Achim von Arnim und die ihm nahe standen, 1894—1904.
- Straparola, Giovanfrancesco, Le piacevoli notti in dem von Giuseppe Rua besorgten Neudruck, 1898 und 1908.
- Tausendundeine Nacht. Benutzt in den Übertragungen von Max Henning (1895—1899) und Enno Littmann, 1921—1928.
- Thule, Altnordische Dichtung und Prosa, 1920 ff.
- Wesselski, Albert, Märchen des Mittelalters, 1925.
- , Versuch einer Theorie des Märchens, 1931.
- Wimberley, Lowry Charles, Folklore in the English and Scottish Ballads (1928).

Das Erdkühlein

Dieses Märchen ist zuerst gedruckt in dem *Ander theyl der Garten gesellschaft* von . . . Martin Montanus, gedruckt von Paul Messerschmidt in Straßburg, wo es das 5. Capitel bildet: Ein schöne History von einer Frawen mit zweyen Kindlin; in der von Johannes Volte besorgten Ausgabe der Schwankbücher von M. Montanus, 1899 steht es 260—266; vorher schon war es abgedruckt bei K. Goedeke, *Schwänke des sechzehnten Jahrhunderts*, 1879, 12—18 und F. Bobertag, *Bierhundert Schwänke des sechzehnten Jahrhunderts* (1887), 241—247. Von dem Verfasser wissen wir nur, was er in seinen Büchern von sich sagt, und das ist blutwenig; da aber Messerschmidt nur von etwa 1559 bis 1566 in Straßburg gedruckt hat, ist die Zeit, wo das Märchen geschrieben worden und erschienen ist, wenigstens nach oben hin sicher. Ansonsten ist das älteste Buch von Montanus, der *Beglürker*, zum ersten Male 1557 herausgekommen¹⁾.

Das Märchen von dem Erdkühlein — Montanus schreibt als *Allemanne Erdkühlin* — ist die älteste Darstellung des Aschenbrödel-Märchens: erst 1634 ist die *Iornata prima* oder der *Erste Tag des Cunto de li cunti* oder der *Geschichte der Geschichten des Neapolitaners Giambattista Basile* erschienen, wo die 6. Geschichte den Titel trägt *La gatta cennerentola* oder, wie das F. Liebrecht übersetzt hat, *Die Aschenkage*, und Charles Perraults Märchenbuch, dessen 6. Stück *Cendrillon* ou *La petite pantoufle de verre* heißt, ist 1697 herausgekommen. Goethe hat, wie wir gesehen haben, das Erdkühlein nicht nur gekannt, sondern auch geliebt²⁾; den Brüdern Grimm aber ist

¹⁾ Siehe die Angaben Voltes in der Einleitung seiner Montanus-Ausgabe, aber auch in dem 3. Bande der ebenfalls von ihm herausgegebenen Werke Georg Wickrams, 1903, 393.

²⁾ Weimarer Ausgabe, 4. Abt., IV, 62; Goethes Briefe an Charlotte von Stein, herausgegeben von F. Petersen, 1923, I, 24; Goethe,

es fremd geblieben, und so haben sie, als sie 1816 in Büschings Wöchentlichen Nachrichten, II, 17—26, die aus dem Volksmunde der Oberlausitz von Theodor Peschel aufgezeichnete Geschichte von Einäuglein, Zweinäuglein und Dreiäuglein lasen, nicht geahnt, daß diese eine aufgelegte Verschlechterung eines alten deutschen Märchens darstellte, dessen Erdkühlein sich in eine Ziege und in eine Fee hatte spalten müssen. Aufgefallen immerhin ist ihnen oder dem jüngern Bruder die nahe Verwandtschaft mit ihrem Aschenputtel, und so hat Wilhelm das Märchen Peschels für die 2. Auflage der Kinder- und Hausmärchen übernommen oder, wie er sagte, entlehnt, nicht ohne es in seiner Weise — er sagte natürlich: „in unserer Weise“ — umgeschrieben zu haben, wobei die Fee einer weisen Frau hatte weichen müssen¹⁾.

Dem Erdkühlein, das in dem alten elsässischen Märchen die eigentliche Trägerin der Handlung ist, entspricht in dem um mehr als ein halbes Jahrhundert jüngern italienischen, dessen Aschenfage eine Stieftochter ist, die übrigens der zweiten Stiefmutter zuliebe die erste umgebracht hat, eine Fata oder Fee, die ihr durch ihren Vater einen Dattelzweig schickt: der wächst rasch, und schon nach vier Tagen tritt aus ihm eine (also wohl eine andere) Fee heraus, die sich bereit erklärt, die Wünsche des Mädchens zu erfüllen. Dieses aber hat den abreisenden Vater nur gebeten gehabt, sie der Feentaube zu empfehlen, damit sie ihr etwas schicke (*che me raccoma nne a la palomma de le fate, decennole che me manneno quarcosa*); bei Perrault hingegen spielt der Vater keine Rolle, und der Tochter, die gleicherweise von ihrer Stiefmutter arg behandelt wird, hilft ungerufen ihre Patin, qui estoit Fée. Hier also hat der Baum des Erdkühleins keine Statt; wohl aber hat er eine solche in dem Grimmschen Märchen von dem Aschenputtel, dessen Heldin von der

Briefe und Tagebücher, herausgegeben von H. G. Graf, I, 191. Siehe weiter E. Martin, Das Märchen vom Erdkühlein in Goethes Briefen im Goethe-Jahrbuch, XIX, 297 f., wo denn auch der Text von Montanus abgedruckt ist; Martin meint, man werde „begreifen, wie Goethe sich in seiner Gartenhauseinsamkeit mit dem Erdkühlein vergleichen möchte“, und nimmt an, daß er „das Märchen aus dem Buche kennen gelernt hat“.

¹⁾ Beide Texte sind einander gegenübergestellt bei Hamann, 130—141.

sterbenden Mutter aufgefordert wird, auf ihr Grab ein Bäumchen zu pflanzen: wünsche sie etwas oder sei sie in Not, so habe sie es nur zu schütteln, und die Mutter werde ihr helfen. So las man wenigstens 1812 in der ersten Ausgabe; von der zweiten an darf ihr die Mutter nur noch versprechen, vom Himmel herab auf sie zu schauen und um sie zu sein, aber als dann der Vater wegretet, bittet ihn die Tochter, ihr das erste Reis mitzubringen, das ihm auf dem Heimwege an den Hut stoßen werde, dieses Reis pflanzt sie auf das Grab der Mutter, und daraus wird ein schöner Baum usw. usw. Wie man also sieht, ist mit der Zeit der von Perrault verworfene Baum doch in das ansonsten auf Perraults Darstellung beruhende Aschenputtel-Märchen gekommen, und zwar, wie Wilhelm Grimm sagt, aus einer hessischen Fassung, die, wie wir sagen, letzten Endes augenscheinlich auf Basile zurückgeht; er war aber schon im Erdkühlein da, und dieses ist solchermaßen mit diesem Zuge auch im Aschenputtel zu dem Rechte gekommen, das es auch in dem Märchen von Einäuglein, Zweinäuglein und Dreiäuglein behalten hat. Der Name Erdkühlein ist übrigens bis heute noch nicht erklärt; Bolte meint, am besten lasse sich ihm das Erdferkel vergleichen, das in einer elsässischen Sage als Hüter eines vergrabenen Schatzes auftritt¹⁾.

Von den einzelnen Motiven, die in dem Märchen von dem Erdkühlein vorkommen, ist wohl, abgesehen von dem Ersteigen eines hohen Baumes, um Umschau zu halten, das am weitesten verbreitete das Ausstreuen von Mehl, Spreu usw., um den Rückweg finden zu können. In den RHM begegnen wir ihm in dem in diesem Teile dem Petit poucet von Perrault entnommenen Hänsel und Gretel, dann in n° 40 (Der Räuberbräutigam) und n° 46 (Fitchers Vogel); auch Basile kennt es (V, n° 8). Nachweisungen geben, zu Perrault, Lang, CV und Saintyves, 306 f., weiter Cox, 488, Chauvin, VI, 179, VII,

¹⁾ Im Vogtlande oder wenigstens in der Umgebung von Delsnitz weiß man von Erdhühnchen zu erzählen, und nach J. Aug. Ernst Köhler, Volksbrauch, Aberglauben, Sagen... im Voigtlande, 574 f., n° 196 glaubt man, daß in ihnen die Seelen Verstorbener stecken; siehe zu dieser Vorstellung (nicht zu den Erdhühnchen) D. Tobler, Die Epiphanie der Seele in deutscher Volksfage (Kieler Dissertation), 1911, 32 f.

101, *BP*, I, 370, Cosquin, *Études*, 382 f., P. Voorhoeve, *Overzicht van de Volksverhalen der Bataks* (Diss.), 1927, 158 zu n° 158. Jacob Grimm hat in der *Abhandlung Irmenstraße und Irmensäule*, 1815, 10 (*M. Schr.*, VIII, 473 f.) gesagt: „Nach einer andern lebendig abweichenden Erzählung hatte sich Phaeton selber die glühende, glimmende Asche ausgestreut, um sich den Weg vorzuzeichnen, gerade wie Kinder in den Märchen Brotkrumen, Körner und weiße Kiesel, an denen sie den Heimweg wissen könnten“ und dazu in einer Fußnote auf „*Kindermärchen*, I, S. 91 ff.“ (*Hänsel und Gretel*) verwiesen; von dieser Bemerkung hat Wilhelm Grimm in dem *Anmerkungsbande* weder 1822, noch 1856 Notiz genommen, und auch bei *Bolte und Polívka* ist sie übergangen worden. Fr. von der Leyen¹⁾ erblickt eine Parallele zu dem Motiv des Ausstreuens in der Erzählung von dem Faden der Ariadne, der Theseus den Rückweg aus dem Labyrinth ermöglicht. Näher steht wohl eine Stelle in der Beschreibung der Reise von Makarios dem Ägypter zu dem von zwei heidnischen Zauberern als Gegenstück zu dem Paradiese angelegten Garten: um den Rückweg zu finden, steckt Makarios jede Meile ein Schilfrohr in den Wüstensand; der Teufel aber nimmt sie allesamt weg und legt sie, während der Mönch schläft, neben ihn, und das hat Gott gestattet, um ihm zu zeigen, daß er nicht hätte auf die Rohrhalme hoffen, sondern sich auf seine Gnade verlassen sollen²⁾. *Nachträge* aus *Volks-erzählungen* zu den an den oben genannten Stellen angeführten *Nachweisen* geben zu wollen, hätte wohl keinen Zweck; festgestellt sei immerhin, daß auch Karl Immermann das Motiv benützt hat, nämlich in dem „*Waldmärchen*“ *Die Wunder des Speffart*, das an dem Schlusse des 5. Buches des *Münchhausen* steht³⁾.

Der Wunderbaum, der übrigens einigermaßen an den wandernden Garten in einer indischen Geschichte erinnert, die ich zu dem 13. Märchen der Grimm, den *Drei Männlein im Walde*,

¹⁾ *Lesebuch des deutschen Märchens*, 1934, 172.

²⁾ *Historia Lausiaca*, c. 19 f. (*Patrologia graeca*, XXXIV, 1052, *Patrologia latina*, LXXIII, 114; siehe weiter R. Reitzenstein, *Historia monachorum* und *Historia Lausiaca*, 1916, 175 f.).

³⁾ *Borberger*, III, 88, 90, *Maync*, II, 100, 103.

in Beziehung gebracht habe¹⁾), ist zwar nicht mit dem Erdkühlein, aber mit dem auf ihm beruhenden Märchen von Einäuglein, Zweinäuglein und Dreinäuglein sozusagen über die ganze Welt gewandert; Wolte und Polivka haben zu diesem Märchen eine reiche Zahl von Nachahmungen beigebracht, und diese Liste wäre, da seither zwanzig Jahre vergangen sind, leicht zu vermehren; anstatt aber eine trockene Reihe von Büchern mit Aufzeichnungen mündlicher Überlieferungen zu nennen, sei lieber gezeigt, welche Wandlungen der Wunderbaum des Erdkühleins in dem modernen Indien erlebt hat, indem wir eine der von F. B. Bradley-Virt 1920 herausgegebenen Bengal Fairy Tales (150 f.) kurz nacherzählen:

Einem Könige werden nach langer Kinderlosigkeit von seiner jüngsten Gattin Achtlinge geboren, sieben Knaben und ein Mägdlein, aber die andern Königinnen sagen ihr, sie habe Mäuse und Frösche geboren, stecken die Kinder in Töpfe und vergraben sie so unter einem Aschenhaufen; dem Könige sagen sie dasselbe, was sie seiner Lieblingsgattin gesagt haben, er verstoßt diese, und sie fristet nun ihr Leben, indem sie Kuhfladen, als welche zum Heizen gebraucht werden, sammelt. Für das Land aber kommen schwere Zeiten: eine dunkle Wolke hüllt den Königspalast ein, die Vögel vergessen zu singen, die Blumen zu blühen, und eines Morgens muß der Gärtner melden, daß für das tägliche Opfer des Königs keine Blüten mehr da sind; nur acht Bäume, die auf dem Aschenhaufen gewachsen seien, sieben Tschampa und eine Parul, trügen jeder eine einzige Blüte. Der König befiehlt ihm, sie zu holen, aber als er hinkommt, ruft die Parul: Tschampa, meine sieben Brüder, seit ihr wach? — Ja, antworten sie. — Sollen wir dem Gärtner Blüten für das Opfer des Königs geben? — Nein, nicht eher, als bis er selber kommt. Und indem sie so sprechen, steigen die Blüten aufwärts, bis sie außer Reichweite sind. Der König kommt, wieder folgt das Gespräch der Bäume, nur sagen diese jetzt, die älteste Königin müsse kommen; die Blüten aber steigen höher. Das geht so weiter, bis die sechs Königinnen da sind, und nun sind die Blüten so hoch am

¹⁾ Versuch, 76 f.

Himmel wie die Sterne. Da verlangen die Bäume auch die jüngste Königin, und sie wird, mit Ruhmst beschmiert, wie sie ist, in einem königlichen Palankin geholt: jetzt senken sich die Blüten, und aus ihnen springen sieben königliche Knaben und ein schönes Mädchen, und die nennen die Verstoßene Mutter und erzählen dem Könige ihre traurige Geschichte.

2

Fünfe kommen durch die ganze Welt

Dieser Titel beruht auf dem des seit 1819 71. Stückes der *KHM*, der lautet: Sechse kommen durch die ganze Welt; in den Kinderspielen und Gesprächen von Schummel, wo unser Märlein II, 1777, 270—276 steht, bildet es einen Teil des XIV. Abschnittes (210—308), der sich Das Pfänderspiel nennt. Von den an diesem Pfänderspiel teilnehmenden Kindern, haben wir zwei, die hier wenig mitreden, gestrichen und ihre Bemerkungen auf die andern verteilt. K. Benz, der, wie wir oben gesehen haben, in dieser Lügenschurre „das erste schlicht und frisch erzählte deutsche Volksmärchen“ erblickt, sie aber dann auch das „erste literarisch fixierte“ (deutsche) „Prosamärchen“ nennt, setzt das, was er als „die ewige Unterbrechung durch lächerliche Fragen und Antworten“ bezeichnet und was ihn ebenso stört wie „die ironische Tendenz und die Auffassung als artige Lüge zur Unterhaltung dummer Ganschen“, in Klammern. Wir wollten ihm darin nicht folgen, zumal da diese Schilderung eines Pfänderspiels unter der Jugend guter Bürgerhäuser an eine andere, allerdings nur ein paar Zeilen füllende erinnert, die, aus demselben Jahre (5. Januar) stammend, von Goethes Mutter herrührt: „Acht junge Mädels waren bey mir . . . wir spielten, stirbt der Fuchs, so gielt sein Balg und da gabs Euch Pfänder daß es eine Lust war. Auch wurden Märchen erzählt, Rägel aufgegeben, es war mit einem Wort ein groß Gaudium“¹⁾.

¹⁾ Briefe der Frau Rat Goethe, gesammelt und herausgegeben von A. Köster, 1904, I, 11 (an J. B. Krespel); siehe *WP*, IV, 79.

Die Lügengeschichte, zu deren Erzählung sich die fecke Louise selbst verurteilt hat, könnte, abgesehen von der Tatsache, daß sie einen alten und weitverbreiteten Stoff behandelt, Schummels Eigentum sein: wenigstens läßt er die Erzählerin nicht, wie er es sonst tut, die Quelle angeben oder andeuten; dagegen aber spricht der bei einem ansonsten so tüchtigen Autor nicht gleichgültige Umstand, daß der Klopffechter, der erste der fünf Kerle, von seiner Gabe, es mit zwei Duzend auf einmal aufnehmen zu können, keinerlei Gebrauch macht, also besser mit dem sich durch keinerlei besondere Fähigkeit auszeichnenden Abenteuerer, der sonst in den Märlein dieser Art die Helfer dingt, zu Einer Person zu vereinigen gewesen wäre, wie es denn in der ältesten Darstellung, nämlich in der um die Zeit von 1400 anzusetzenden Novelle Giovanni Cercambis¹⁾, ein reich gewordener Bauernsohn, in der zweitältesten aber, die sich bei Giambattista Basile findet (III, n° 8), geradezu ein Dummkopf ist, der seine Gefährten aufklaubt.

Den vier Helfern bei Schummel, dem scharfsichtigen Schützen oder Jäger, dem Läufer, dem Starken und dem Bläser, entsprechen bei Cercambi der Läufer, der einen Rehbock errennt, der Horcher, der das Gras wachsen hört, der Schütz, der eine Schwalbe hoch aus der Luft herabschießt, und der Bläser, der in einer Mühle ohne Wasser und Wind den Mühlstein durch Blasen antreibt²⁾, bei Basile der Läufer, der einen Hirsch errennt, der Horcher, der Schütz, der eine Erbse von einem Stein wegschießt, der Bläser, der Deichgräbern die Hitze durch sein Blasen erträglich macht, und der Starke, der sich so viel Bäume, Steine usw. aufladet, daß sie hundert Fuhrmannswagen nicht weggebracht hätten. In beiden Fassungen muß der Läufer mit einer Königstochter um die Wette laufen: bei Cercambi weckt den Eingeschlafenen der Schütz durch einen Schuß in die von ihm geholte Flasche, während er bei Basile der Prinzessin den Stein, dessen Kraft dem Läufer die Beine fesselt, aus dem Ringe schießt. Bei Cercambi erhält der Bauernsohn die Prinzessin zur Gattin; Basiles Dummkopf aber verzichtet auf sie gegen so viel Gold und Silber, wie einer seiner Helfer werde tragen

¹⁾ Wesselski, *MdM*, 76—79, 216 f.

²⁾ So ist die Inhaltsangabe bei *WP*, II, 84, zu verbessern.

können, und hier zerstreut der Bläser die Reifigen, die der König dem Starcken nachgeschickt hat.

Dieser Starcke, der also in einer richtiggehenden Erzählung erst bei Basile auftritt, ist augenscheinlich quello che ogni cosa tolse a salario, der, der alles als Lohn nahm, mit dem Angelo Poliziano zwischen 1477 und 1479 die Reihe seiner sechs tüchtigen Kerle eröffnete, unter denen einer das Gras jenseits des Meeres knistern hörte, ein anderer mit der Armbrust Fliegen schoss und ein dritter mit Klöben an den Füßen die Hasen erlief¹⁾.

Bedeutungslos ist für uns die schon im fünfzehnten Jahrhundert gedruckte Novella di Rizardo re di Thebe²⁾, und auch die Erzählung der Madame d'Aulnoy, Belle-Belle ou Le chevalier Fortuné (1698) ist nur zu erwähnen, weil in ihr, augenscheinlich erstmalig, der Bläser seine Kräfte dardut, indem er Windmühlen, also nicht mehr unmittelbar den Mühlstein, in Bewegung setzt und erhält; ansonsten spielen auch hier Starcker und Bläser dieselben Rollen wie bei Basile und bei Schummel.

Während nun das 71. Stück der *KHM*, abgesehen von einzelnen Zügen, auf Basiles Darstellung zurückgeht, ist für die „Erzählung aus den Schwalmgegenden“, die Wilhelm Grimm am 11. Dezember 1813 von dem damaligen Theologie-Kandidaten Ferdinand Sieber aus Treysa erhalten³⁾ und 1822 und 1856 in der Anmerkung mitgeteilt hat, die letzte Quelle Schummels Text; ihr erster Erzähler allerdings mag auch aus dem 9. Bande des *Bade Mecum für lustige Leute* (1783) geschöpft haben, wo das Märlein der Kinderspiele und Gespräche als n° 129 leicht, aber nicht zu seinem Vorteil bearbeitet worden ist⁴⁾, wie denn auch G. A. Bürger für das Vierte und das Fünfte *See-Abentheuer* in des Freyherrn von Münchhausen *Wunderbaren Reisen* (1786) nicht die Erzählung Schummels, sondern die Bearbeitung des *Bade Mecum* als Vorlage be-

1) U. Wesselski, *Angelo Polizianos Tagebuch*, 1929, 113.

2) Köhler, II, 590 f.; Giamb. Passano, *I Novellieri italiani in Prosa*², 1878, I, 459.

3) Schoof, 59—64.

4) Siehe den Abdruck bei *BP*, II, 80—83; leider hat Volte Schummels Darstellung nicht gekannt.

nutzt hat¹⁾). Nicht dem *Bade Mecum* andererseits, sondern dem spätern Volksbuch von dem pommerschen Fräulein Runicgunde, von dem Wilhelm Grimm 1822 und 1856 Auszüge gegeben hat, ohne es indessen als das, was es ist, nämlich eine Bearbeitung des Märchens der *Mulnoy* zu bezeichnen, ist E. M. Arndt für sein 1843 erschienenes Märchen *Der starke Hans verpflichtet*²⁾).

Zuerst bei Schummel findet sich augenscheinlich, daß der Starke einen Wald mit einem Seile umwindet und auf Einen Ruck niederreißt. Aus diesem Starcken, den sie wohl aus dem *Münchhausen* kennt, hat Selma Lagerlöf einen Riesen gemacht³⁾; umgekehrt ist es im Volksmund häufig ein Riese, den ein

¹⁾ Siehe *WP*, II, 83, n.; danach sind die Ausführungen E. Ebsteins in dem Nachwort zu dem Neudruck der 1. Ausgabe des Bürgersehen *Münchhausen* (1925, 67) zu korrigieren. Bürger hat natürlich auch andere Quellen benützt: so hat z. B. er allein den Zug, daß sich der Läufer an jedes Bein ein an die fünfzig Pfund schweres Gewicht hängt, um seine Schnelligkeit zu vermindern; dieser Läufer entspricht ja dem, che havea ceppi legati a i piedi, e correndo vinceva le lepre, in Polizians *Tagebuch*; aber obwohl dieses, allerdings nicht als solches, veröffentlicht war, ist kaum anzunehmen, daß er die außerordentlich seltenen Drucke der von Lodovico Domenichi 1548 und 1550 herausgegebenen *Facetie et motti arguti* (s. Wesselski, *Polizians Tagebuch*, VII und XXXIII) gekannt hätte. Vielleicht hat er, vielleicht ebenso wie Polizian oder dessen Gewährsmann, Dinge im Auge gehabt, wie etwa die Geschichte von Philetas von Kos, der sich Bleiklumpen hat an die Füße binden müssen, um nicht vom Winde verweht zu werden (*Athenaios*, XII, 522 b; *Milianos*, *Varia historia*, IX, 14; siehe *WP*, I, 396, Fr. J. Brecht, *Motiv- und Typengeschichte des griechischen Spottepigramms*, 1930, 92), oder wie das Exempel von dem klugen Mädchen bei Étienne de Bourbon (*Anecdotes historiques, publiés par A. Lecoy de la Marche*, 1877, 223, n° 264), übernommen für das *Speculum morale*, 3, 3, I (Venetiis, 1490, 170 a), oder die Geschichte von der Prinzessin, für die andere denken, im *CdF*, XXXIV, 244. Hieher gehört ja auch der freilich viel spätere Baron von Hüpfenstich in Clemens Brentanos gleichnamigem Märchen (XII, I, 71), nicht zu vergessen der bekannten Schneiderscherze, wie sie z. B. in den *RSM*, n° 163 (Anfang) und n° 183 (Ende) vorkommen.

²⁾ Märchen und Jugenderinnerungen², 1913, II, 228—277; siehe *WP*, II, 85 f., III, 84.

³⁾ Wunderbare Reise des kleinen Nil Holgersson, Kap. 52 (*P. Kleibers Übersetzung*, II, 488).

Schwacher blüfft, indem er ihm, aufgefordert, Holz zu holen, das Angebot macht, den ganzen Wald auf diese Weise herbeizuschaffen, oder gar Anstalten dazu trifft¹⁾.

Das Märlein ist wohl in Italien entstanden, aus dem die drei ältesten Texte vorliegen, und ist von hier aus über den nahen Orient bis weit nach Asien hinein gedrungen; ja, dürfte man die Nachweisungen bei Volte und Polivka, II, 94 f. unbesehen als richtig annehmen, so wäre es auch in Nordindien weit verbreitet. Leider aber gehören von den fünf dorthier stammenden Aufzeichnungen, die erwähnt werden, die vier, die ich nachschlagen konnte, zu andern Typen, in denen ein Held Helfer gewinnt, und ähnlich mag es auch u. a. mit den für mich derzeit nicht nachprüfbaren Nachweisungen aus dem fernen Osten stehen. Nicht zu unserm Märlein zu stellen ist jedoch auch, trotz einiger oberflächlicher Ähnlichkeit, eine Episode in einer Geschichte des Bahār-i-danāš des 1671 verstorbenen Inājat-allah Kanbū²⁾, wo ein Königssohn hintereinander drei Gefährten mit wunderbaren Eigenschaften findet, und die Erzählung *Les prouesses et la mort du capitaine Tranchemont et de ses braves*³⁾ ist, obwohl Fr. Just. Bertuch ihre deutsche Übersetzung in der *Blauen Bibliothek aller Nationen*⁴⁾ so einbegleitet hat: „Unsere Leser sehen, daß die Märchen à la Münchhausen schon bei den Arabern Mode waren“, von Cazotte erfunden⁵⁾.

Zu dem Zuge, daß der Läufer einschläft und von dem Schützen geweckt wird, habe ich (*MdM*, 217) den sogenannten Hymnus an die Seele der Thomas=Äkten angezogen⁶⁾: Der um die Perle ausgesandte Jüngling ist in Schlaf verfallen; dies sehen seine

¹⁾ Siehe Köhler, I, 382, weiter, aber nur zum Teil, *WP*, III, 333 f., Motiv B.

²⁾ Translated from the Persic by Jonathan Scott, 1799, II, 285 f.

³⁾ Chauvin, VII, 124, n° 392.

⁴⁾ VI, 1790, 425—482.

⁵⁾ Siehe u. a. Chauvin in der *Revue de l'instruction publique en Belgique*, 1908, 257.

⁶⁾ N. A. Lipsius, *Die apokryphen Apostelgeschichten*, 1883 f., I, 292 f.; E. Hennecke, *Neutestamentliche Apokryphen*², 1924, 277 f.; M. Rh. James, *The Apocryphal New Testament*, 1924, 411 f.; vgl. R. Reitzenstein, *Hellenistische Wundererzählungen*, 1906, 103 f.

Eltern, und sie wecken ihn durch einen Brief, der wie ein Adler hinfliegt und „ganz Rede“ wird. Nach R. Meuli hingegen¹⁾ wäre „der älteste Kern der Argonautensage eine dem Märchen von den kunstreichen Helfern sehr nah verwandte Erzählung, in der berichtet wurde, wie ein Held mit der Hilfe von Tieren, vielleicht auch Naturkräften wie Wind und Frost, von der Sonne eine Jungfrau — vielleicht auch einen Hort, vielleicht auch beides — gewann, indem seine Helfer für ihn ihre wunderbaren Kräfte zur Lösung gestellter Aufgaben oder zur Bewältigung hindernder Gefahren einsetzten“.

3

Die Paddde

„Das Märchen von der Paddde“ steht als das 4. der Gruppe Kindermärchen und nach der fortlaufenden Zählung als 60. Stück der Volks-Sagen, Märchen und Legenden, gesammelt von J. G. Büsching, 1812, 286—295; wie Büsching sagt, verdankt er es „freundlicher mündlicher Mitteilung“. In der 2. (3.) Auflage seines Buches (1824), für die es leicht überarbeitet worden ist, heißt es „Paddegotjen“; in dieser Fassung ist es bei Fr. H. von der Hagen, Erzählungen und Märchen, 1825, I, 258 f., und bei H. Kletke, Märchensaal, 1845, II, 243 f., abgedruckt worden.

Der Eingang beruht in letzter Instanz auf dem 1. Märchen des 2. Tages in Basiles Sammlung, betitelt Petrosinella. Dort wird die Petersilie oder Petrosinella von einer Schwängern gestohlen, die ihr Gelüst danach nicht anders befriedigen kann; entdeckt, muß sie versprechen, das von ihr erwartete Kind der Besitzerin des Gartens, einer Orca, zu überlassen, und den Namen Petrosinella erhält dieses Kind nach einem Muttermale auf der Brust, das so aussieht. Der weitere Verlauf dieses Märchens, der uns hier nichts angeht, entspricht dem freilich nicht unmittelbar darauf zurückgehenden 12. der *RM*, in dem

¹⁾ *Odysee und Argonautica* (Baseler Diss.), 1921, 22 f. (4 f.), und *Hermes*, LXX, 166.

das unter ähnlichen Umständen geborene Lochterlein wegen der seinerzeitigen Schwangerschaftsgeluste seiner Mutter nach Rapunzel einer Fee (von der 2. Auflage an, die jede Anspielung auf die Schwangerschaft und die damit verbundenen Gelüste gestrichen hat, ist die Fee durch eine Zauberin ersetzt worden) übergeben werden muß und von ihr Rapunzel genannt wird¹⁾. In diesem Märchen und in seiner italienischen Quelle ist es übrigens notwendig, daß die Heldin besonders lange Haare hat; in Büschings Darstellung, die ja nur im Anfange einigermaßen zu dem italienischen Texte stimmt, bedeutet dies nur eine Reminiszenz.

Auf Basiles Märchen beruht jedoch neben andern literarischen Darstellungen, aber wieder nur in ihrem Anfange auch die Chatte blanche der Madame d'Aulnoy: hier ist die Schwangere nicht so, wie bei Basile, eine Frau aus dem Volke, sondern eine Königin, aber ihr Lochterlein muß auch sie weggeben, allerdings an Feen. Diese verwandeln die Prinzessin im Verlaufe der Begebenheiten in eine weiße Katze, und das entspricht in Büschings Märchen der Verwandlung in eine Paddel, die freilich durch den Fluch einer Abtissin vor sich geht, ähnlich wie in dem 25. Märchen der Grimm die Söhne in Raben verwunschen werden²⁾. Daß ansonsten jedoch die Überlieferung, die durch Büschings Buch erhalten ist, auf das Märchen der Aulnoy zurückgeht, ergibt sich aus der auffallenden Übereinstimmung in dem weitem Gange der Handlung in den zwei Fassungen.

¹⁾ L. Bechstein gibt (Mythe, Sage, Mare und Fabel, 1854, II, 233 f.) eine kleine „botanisch-mythische“ Abhandlung über diese Rapunzel, die er unter den andern Rapunzeln als die Rapunzelwurzel (*Oenothera biennis* L.) bestimmen will, die auch Französische Rapunzel und Talgkerze heißt; diese „stimmt am meisten zu dem im“ (Grimmschen) „Märchen ausgesprochenen Gelüst einer Schwangeren, zumal da im Volke, wenigstens in Thüringen, der Glaube lebt und die Rede geht, ein Pfund dieser ungemein nahrhaften Wurzel gebe mehr Kräfte als ein Centner Ochsenfleisch“. *Petroselinella* hingegen weist nach ihm auf das *Apium Petroselinum latifolium* hin.

²⁾ Weder zu dieser Stelle, noch zu andern, wo das Motiv wiederkehrt, sind bei WP Nachweise gegeben (I, 228; II, 345, 361; III, 534), und so darf das angesichts des hier vorliegenden ungeheuern Materials auch von uns nicht verlangt werden.

Die Liebe der drei Prinzen zu Petersilie ist zwar bei der Französin ohne Gegenstück, aber ihre drei Prinzen werden, gerade so wie die Büschingschen, vor drei Aufgaben gestellt, und diese sind hier und dort sozusagen dieselben, wenn auch die Reihenfolge der ersten und der zweiten vertauscht ist: Bei der Aulnoy verspricht der Vater sein Reich dem Sohne, der ihm das kleinste Hündchen bringen werde, und der jüngste Sohn erhält von der weißen Rake eine Eichel, die einen Hund einschließt, der passoit au milieu d'une bague sans y toucher; bei Büsching fordert der König ein Hündlein, das in eine Nußschale paßt. Dem von Büschings König verlangten Stück Leinwand von hundert Ellen, das man durch einen goldenen Ring ziehen kann — überflüssig fast, auf die eben erwähnte Bague der Aulnoy zu verweisen, durch die das Hündchen schlüpft —, entspricht in dem französischen Märchen une piece de toile si fine, qu'elle passat par le trou d'une éguille a faire du point de Venise¹⁾, und die dritte Aufgabe, das schönste Mädchen als Braut zu gewinnen, ist beiden Fassungen gemeinsam.

Die in Büschings Märchen aufbewahrte Überlieferung fußt also in ihren wichtigsten Teilen auf dem Märchen von der Chatte blanche; die Entzauberung freilich, die bei der weißen Rake vor sich geht, indem ihr der Prinz den Kopf und den Schwanz mit seinem Schwerte abschlägt — daß er beides nach ihrem Auftrage hätte ins Feuer werfen sollen, hat dann entweder er oder die Madame d'Aulnoy vergessen²⁾ —, ist bei Büsching ohne Entsprechung: sein Prinz sieht einfach seine künftige Gattin, die reizende Petersilie, in einem herrlichen Wagen, gezogen von sechs mächtigen schwarzen Pferden usw.,

¹⁾ Leinengewebe und Hündchen in Haselnüssen auch in dem nach dieser Frucht benannten Märchen von Caroline Stahl (Anmerkungsband 1822, 418; 1856, 333).

²⁾ Wenigstens fehlt die Ausführung dieses Teils des dem Prinzen gegebenen Auftrags sowohl in dem Texte der Contes nouveaux ou Les fées a la mode, II, 83, als auch in dem des CdF, III, 509; Benjamin Tabart ergänzt das (Fairy Tales, 1817, 28): . . . with a trembling hand he drew his sword, cut off her head and tail, and threw them into the fire.

während er die Paddel hat in einen Wagen aus Kartennapfe einsteigen sehen, gezogen von Wasserratten, und diese Fuhrwerkart stammt wohl aus der Cendrillon von Ch. Perrault¹).

Woher aber stammt Büschings Paddel oder Kröte? Nun, letzten Endes augenscheinlich aus einer Erzählung in den zuerst 1552 (und 1553) erschienenen *Mondi* von Antonfrancesco Doni; diese habe ich 1931 (Versuch, 131 f.) in einem ausführlichen Auszuge mitgeteilt, und so darf ich mich an dieser Stelle auf das Nötigste beschränken. Bei Doni ist es eine rana, also ein Frosch, der dem dritten Sohne, auf daß der seines Vaters Wunsch — es handelt sich nur um diesen einen Wunsch — erfüllen könne, eines seiner Mädchen, also wieder einen Frosch, zur Frau gibt, nicht ohne ihm als deren Mitgift eine Nuß zu überreichen; als diese, ein Zauberding (la quale era fatata), von dem Vater, wie es der gütige Frosch gewünscht hat, zu Boden geworfen wird, springen aus ihr Fräulein, Diener, Pferde, Paläste, und die ganze Hochzeitsgesellschaft findet sich, ohne daß sich jemand von der Stelle gerührt hätte, an einer köstlichen, reichbesetzten Tafel usw. usw. Bei der für deutsche Hörer und Leser bestimmten Nacherzählung waren natürlich beide Frösche, der erste, in dem eine Nymphe steckte, und der zweite, der eines ihrer Mädchen war — nicht nur im Italienischen, sondern auch in allen romanischen, aber auch in den slawischen Sprachen ist das Wort für Frosch weiblichen Geschlechtes —, unmöglich; das Wort Fröschin zu bilden, das das Deutsche Wörterbuch erst aus dem Jahre 1848 belegen kann, fiel niemand ein, und so war der natürlichste Ausweg aus der Schwierigkeit, die sich aus der Verschiedenheit des wirklichen und des grammatikalischen Geschlechtes ergab, die Ersetzung durch ein verwandtes Tier, also durch die Kröte. Da sich aber mit dieser allenthalben unangenehme Vorstellungen verbanden, so hat wohl Büsching oder vielleicht schon die Person, der er sein Märchen verdankte, die Bezeichnung Paddel

¹) Vgl. aber auch die Schilderung des Wagens der Königin Mab in Michael Drayton's *Nymphidia* (1627; in dem Abdruck bei Joseph Ritson, *Fairy Tales*, 1831, 94), die wohl auf Romeo and Juliet, Act I, sc. 4, zurückgeht.

gewählt; die Brüder Grimm hingegen, denen eine ähnliche Überlieferung zugegangen war¹⁾, konnten für das 3. der 1812 in der n° 64 (Von dem Dummling) vereinigten vier Stücke den „entsetzlich häßlichen“ Frosch, der übrigens erst bei der dritten Aufgabe auftrat, behalten, da er sich sofort „in die schönste Dame, die je gelebt hatte, verwandelt“. Die Kröte einer ihnen schon damals bekannt gewesenen andern volkstümlichen Fassung²⁾ paßte selbstverständlich auch ihnen nicht, und erst von der 2. Auflage (1819) an, für die Wilhelm eine neue volkstümliche Vorlage bekommen hatte, die leider nicht mehr erhalten ist, erzählte er in dem seither 63. Märchen schon bei dem ersten Auftrage des Vaters von einer Itzche, nicht ohne dieses Wort bei seiner ersten Verwendung durch das ihm in Klammern beigefügte Wort Kröte zu erklären³⁾. Hier zeigt sich übrigens der Einfluß Donis deutlich auch in dem Punkte, daß der Königssohn sein Itschchen von der Itzche zur Frau erhält, daß sich also zwischen ihn und seine zuerst tierische Braut eine anscheinend derselben Tiergattung wie diese angehörende Vermittlerin einschleibt; die Kutsche aber, in die er die Itzche setzt und die sich dann samt der Braut verwandelt, beweist den Einfluß des ältern Büschingschen Märchens. Auf Doni aber beruht wohl in beiden Fassungen des Grimmschen Märchens, der von 1812 und der von 1819, an der später nicht viel mehr geändert worden ist⁴⁾, auch der Eingang: den drei Federn, die bei den Grimm in beiden Fassungen der Vater in die Luft bläst, auf daß sie den Söhnen als Wegweiser dienen, entsprechen bei ihm die drei Kugeln oder Bällchen, die die drei Söhne abschießen⁵⁾. Ähnliches findet sich allerdings auch in einer ursprünglich persischen Erzählung von Tausendundeiner Nacht⁶⁾, aber in einem Zusammenhange, der ganz

1) Lessig, 51 f.

2) Lessig, 49 f.

3) Dasselbe hat er schon 1815 in der n° 41 (Der Eisenofen; jetzt n° 127) getan.

4) Vergl. die synoptische Darstellung bei Schmidt, 260—270; siehe auch ebendort, 369 f.

5) Wesselski, Versuch, 132, 134.

6) Chauvin, VI, 133 f.: Pari Banou.

anders ist¹⁾); die Darstellung Donis jedoch bildet den Ausgangspunkt der langen Märchenreihen, aus denen besonders die Weiße Rahe der Aulnoy hervorragt.

Ohne Einfluß auf das Büschingsche und auf beide Fassungen des Grimmschen Märchens ist das 13. Stück der Braunschweiger Feen-Mährchen von 1801 (271—286) geblieben, betitelt König Durandu und seine drey Söhne. Diese, die Drillinge sind „und in einem eben demselben Augenblicke geboren“, haben zuerst einen Kahn zu bringen, „zu dem kein Spänchen gehauen, sonder der im Ganzen gewachsen wäre“, und diesen erhält der, der als einziger bescheiden ist, Alphons mit Namen, von einem Greise, den seine Brüder gehänselt haben, während er ihm liebevoll und ehrerbietig begegnet ist; dieser Greis, „einer von den guten Geistern, welche dazu unter den Menschen wandeln, um ihnen zu helfen und ihre Schritte zu leiten“, ist es auch, der ihn, als der König dann „die kleinste und feinste Webeleinwand“ fordert, unsichtbar zu dem Schlosse einer weißen Rahe geleitet. Diese gibt ihm beim Abschiede eine Nuß mit dem Bemerkten, darin werde sein Vater die gewünschte Leinwand finden; bei der Öffnung zeigt sich, daß darin eine viel kleinere Nuß ist, in dieser ein Gerstenkorn, und in diesem die Leinwand²⁾. Als es schließlich gilt, die schönste Braut zu bringen, läuft Prinz Alphons todunglücklich zu der weißen Rahe, die er so innig liebt, daß er keine andere heim-

¹⁾ Gleichwohl ist die Erzählung von der Peri Banu auch in Europa in die Volksüberlieferungen übergegangen; siehe Cosquin, *Contes indiens*, 289 f., weiter Ad. Rittershaus, *Die neuisländischen Volksmärchen*, 1902, 182 f., Ein. Bl. Sveinson, *Verzeichnis der isländischen Märchenvarianten* (= FF Comm., n° 83), 83 f.

²⁾ Bei der Aulnoy steckt in der Nuß eine Haselnuß, in dieser ein Kirschkern, in diesem ein Weizenkorn, in diesem ein Hirseförrchen, und erst in diesem das vierhundert Ellen lange Stück Leinwand; hier also liegt die Abhängigkeit von der Aulnoy, die vorher und nachher fraglich erscheinen könnte, auf der Hand. Nicht übernommen worden ist der Zug aus dem Märchen der Aulnoy, daß der Prinz, als das Hirseförrchen zum Vorschein kommt, vor sich hinbrummt: „Weiße Rahe, weiße Rahe, du hast mich an der Nase geführt!“; merkwürdigerweise hat sich dieser Zug in einem Märchen der rumänischen Zigeuner erhalten (B. Michele, *Zigeunermärchen*, 1926, 174).

führen will; natürlich wird sie nun zu einer Prinzessin usw., aber wieso sie vorher eine Katze gewesen ist, erfahren wir nicht.

Diese Version haben die Brüder Grimm schon 1812 als Variante genannt, und so wird sie auch bei Volte und Polívka bezeichnet; weder bei den Grimm aber, noch bei Volte und Polívka ist die noch ältere Version erwähnt, die in den Christian August Vulpius zugeschriebenen Ammenmärchen¹⁾, 1791, 39—92 steht: Der Schwan oder: Die Prüfung des Herzens: Ein alter Ritter bestimmt, daß der Stein der Weisen, den er besitzt, dem von seinen drei Söhnen zufallen solle, der den gefährlichsten Kampf bestehen werde; das gelingt dem jüngsten, der Conrad heißt. Trotzdem ordnet er eine neue Probe an, bei der die edelste Handlung entscheiden soll (wie in M. G. Lichtwerts Fabel Der Vater und die drei Söhne); auch diese verrichtet Conrad. Schließlich geht es um die schönste Braut: Conrad gerät nun in das Schloß eines Schwans, bei dem tritt er in Dienste, und der Schwan sagt zu ihm: „Du hast nichts zu thun, als mich Abends in das No. 15 befindliche Bette und am morgen wieder hieher“ (in das Bassin) „zu tragen“; zum Schlusse aber muß Conrad den Wald um das Schloß umschlagen, daraus einen Scheiterhaufen schichten, auf und mit diesem den Schwan verbrennen und das bißchen weißer Asche zwischen den Händen zerreiben: da wird aus dem Schwan eine Prinzessin usw., usw., und Conrad bekommt den Stein der Weisen.

Hierher gehört weiter das 20. Stück der 1. Auflage der KHM, Der arme Müllerbursch und das Käzchen, das seit 1819 das 106. Märchen ist; auch bei ihm ist die Abstammung von dem Märchen der Französin deutlich. In einer Variante, die Wilhelm 1822 und 1856 und dann auch Volte und Polívka mitgeteilt haben, vertritt die Stelle des Käzchens ein Schildkrötchen, und dieses würde uns an Büschings Padde erinnern, auch wenn es der jüngste Sohn nicht fände, als er just auf einer Brücke steht: Petersilie ist ja in einen Frosch verwunschen worden, der

¹⁾ Weder bei Goedeke², V, 511—514, noch in der von Wolfgang Vulpius verfaßten Bibliographie der selbständig erschienenen Werke von Chr. A. Vulpius (Jahrbuch der Sammlung Rippenberg, VI, 65—127, X, 311—315) erwähnt.

unter einer Brücke sitzen soll, und als Puppe oder Kröte wird sie uns erst später vorgestellt. Büsching hat übrigens in seiner Besprechung der 1. Ausgabe der *NHM* getadelt, daß zu dem Märchen von den drei Federn (damals n° 63, III) nicht auch sein Märchen von Peterfilie erwähnt worden ist, „das wohl das Ursprünglichste sein möchte“¹⁾: mit dem Tadel hat er recht gehabt, und 1822 hat Wilhelm den Fehler gutgemacht; mit der Vermutung aber, daß sein Märchen so etwas wie einen Anfang bedeute, hat er sich schwer getäuscht, worüber unsere Leser bereits durch die von uns in der Einleitung mitgeteilten Äußerungen Leisewitzens im Klaren sind.

Auf einigen Blättern, die der Handschrift der Chronika des fahrenden Schülers beiliegen, hat Brentano, wohl während seines Aufenthaltes in Böhmen im Sommer 1810, einige Fragmente von Märchen aufgezeichnet und eines davon lautet: „Der dumme Bruder soll freien. Frosch, Glasberg, Luchel, Ring, Froschbraut.“ So zu lesen bei Lessk, 174.

4

Der Riesenwald

Dieses zweite Stück der Braunschweiger Feen-Mährchen (44—72) ist nichts anderes als eine Bearbeitung des Märchens *L'oranger et l'abeille* der Madame d'Aulnoy.

Die Französin scheint die erste oder die wichtigste Anregung zu diesem Märchen, dessen Hauptszenen sich auf einer Insel weit draußen im Meere abspielen, aus einer Erzählung empfangen zu haben, die sich ursprünglich in Richard Ligon's *True and Exact History of the Island of Barbadoes* (1. Ausgabe 1657), London, 1673, 55, findet und so geht: Ein englisches Schiff setzt irgendwo an der nordamerikanischen Ostküste Leute ans Land, welche Lebensmittel und Wasser besorgen sollen; diese werden von Indianern überfallen und zum Teil niedergemacht, zum Teil gefangen. Ein junger Engländer, der einem solchen Schicksal entgangen ist, wird, im Walde herum-

¹⁾ Wiener Literatur-Zeitung, 1813, 283.

irrend, von einer jungen Indianerin gefunden; die verliebt sich auf den ersten Blick in ihn, und so verbirgt sie ihn in einer Höhle. Dort pflegt sie ihn, bis es ihnen möglich ist, die Küste zu erreichen, wo das Schiff noch immer vor Anker liegt, das sie denn auch aufnimmt. Allerdings benimmt sich der Engländer gegen seine Retterin anders als der Held des französischen (und des deutschen) Märchens: auf Barbados angelangt, verkauft er die arme Varico — erst jetzt erfahren wir ihren Namen — als Sklavin. Ligon teilt diese Geschichte nur als Erläuterung zu einem Berichte mit, der (54) schildert, wie sich später diese wunderschöne Indianerin bei der Geburt ihres Kindes betragen hat, dessen Vater ein christlicher Diener war. Ligons Buch ist schon 1684 in französischer Übersetzung erschienen (in dem *Recueil de divers voyages faits en Afrique et en l’Amerique*), und dort steht unsere Geschichte 92 f.

Aus einer andern, viel ausführlicheren Erzählung erfahren wir zunächst, daß jener Engländer Thomas Inkle geheißten und sich, als Zwanzigjähriger, am 16. Juni 1647 auf dem „Achilles“ nach Westindien eingeschifft hat; dann werden wir Zeugen, wie ihn nach dem Überfalle ihrer Stammesgenossen auf die ans Land Gegangenen die nackte Indianerin findet, die noch keinen vom Kopf bis zum Fuß bekleideten Menschen gesehen hat, wie sie ihn in eine Höhle bringt, ihn dort mit köstlichen Früchten bewirtet und ihn dann zu einem Flusse geleitet, auf daß er seinen Durst lösche, wie sie, zutraulicher geworden, mit seinem Haar zu spielen beginnt und sich über den Unterschied von dessen Farbe und der ihrer Finger freut, wie sie ihm das Kleid über der Brust öffnet und über ihn lacht, daß er sie bedeckt hat, und wir erleben mit dem Paare die mehrmonatige Liebesidylle in der Einsamkeit der Höhle und der Wälder, wo sie über seine Sicherheit wacht; wir vernehmen, daß sich die zwei eine eigene Sprache gebildet haben, in der er ihr verheißt, sie in seine Heimat mitzunehmen, wo sie Kleider aus derselben Seide, wie sein Wams, tragen und in einem von Pferden gezogenem Hause fahren werde. Und schließlich werden wir Zeugen, wie Thomas Inkle diese Varico, die ihm das Leben gerettet hat, an einen Händler aus Barbados verkauft und, als sie ihm, um ihn zur Milde zu stimmen, mit-

teilt, daß sie ein Kind von ihm trage, dieses Geständnis benützt, um einen höhern Preis für sie zu erzielen.

Diese Darstellung macht im Anfange, wo nicht nur der Name des Gentlemans, sondern auch der des von ihm benutzten Schiffes und der Tag des Reiseantritts genannt werden, den Eindruck eines Tatsachenberichtes; anders steht es vielleicht mit der Schilderung der Waldeszeifamkeit, aus der wir verschwiegen haben, daß das Mädchen, das die Tochter eines Mannes von einer gewissen Bedeutung zu sein scheint, weil sie tagtäglich mit anderm Schmuck von Muscheln, Hornsachen und Geflecht kommt, die Höhle unter Benutzung der Jagdbeute ihrer andern Liebhaber mit Fellen und Federn ziert, und über den Schluß, der den Engländer als durchaus verworfenen Menschen charakterisiert, kann man erst recht verschiedener Meinung sein. Nun ist für diese Darstellung niemand geringerer verantwortlich als Richard Steele, der sie in seinem *Spectator* unter dem Datum vom 13. März 1711 mit der Angabe hat drucken lassen, er habe vor kurzem Ligon's Account of Barbadoes gelesen und gebe nun daraus die Geschichte von Inkle und Yarico, die dort auf S. 55 stehe, so wieder, wie sie in seinem Gedächtnis hafte¹⁾. Auf fällt dabei, daß er zwar die Seitenzahl des Buches anführt — sie stimmt mit der der von uns benutzten Ausgabe überein —, trotzdem aber das Gelesene aus der Erinnerung erzählt, die sich sogar auf den Tag der Abreise seines mit Namen genannten Landsmanns erstreckt. Sei dem aber, wie ihm wolle, erfunden hat er die Geschichte jedenfalls nicht, und hat es also einen Druck gegeben, in dem irgendjemand unter dem Titel Account of Barbadoes die Autorität of that honest traveller mißbraucht hat, so wäre nicht ausgeschlossen, daß von diesem auch Madame d'Aulnoy Kenntnis erhalten hätte²⁾.

¹⁾ Der Katalog des Britischen Museums verzeichnet einen solchen Druck weder unter Ligon's Namen, noch unter dem Schlagwort Account, auch nicht in den Supplementen.

²⁾ Die von Steele gebrachte Darstellung, also die jüngere der unter Ligon's Namen gehenden, ist von George Colman d. A. unter dem Titel Inkle and Yarico dramatisch bearbeitet worden; dieses Schauspiel hat dann Fr. L. Schröder 1794 in deutscher Übersetzung herausgebracht.

Wie immer auch aber der Sachverhalt wirklich ist, so war es ein durchaus glücklicher Gedanke, die Wilde dieser in einer der zwei Formen sicherlich wahren Geschichte durch eine von Wilden auferzogene Fremde zu ersetzen, und glücklich war auch die Weiterbildung der Geschichte, wonach sich der Fremdling, den diese in der Wildnis aufgewachsene Prinzessin liebt, als der von ihrem Vater zum Thronerben bestimmte Better erweist, glücklich weiter auch die Art, wie die Prinzessin ihre und ihres Liebsten Flucht vorbereitet, und hätte sich nicht Madame d'Aulnoy von der Mode verleiten lassen, die Lösung aller sich vorher und später ergebenden Knoten und Knötchen der Royale Fée Trusio anzuvertrauen, die sie allzu oft aus der Maschine ruft, so hätte sie, obwohl einzelne der von ihr verwandten Züge keineswegs neu waren, ein bis dahin nicht nur in Frankreich unerhörtes Märchen geschaffen. Auch so aber begreift man, daß den Grimm bis 1812 schon drei Geschichten zugegangen sind, die letzten Endes auf dem französischen Märchen beruhten, das freilich den Brüdern damals noch unbekannt war: eine brachten sie als n° 56 unter dem Titel Der liebste Roland, die zweite gaben sie dazu als Parallele, und die dritte veröffentlichten sie als n° 70, überschrieben: Der Okerlo; zu diesem Märchen aber setzten sie damals: „In der Braunschweiger Sammlung wird es fast mit denselben Umständen, nur sehr weitläufig erzählt“ und gaben dann den Inhalt dieses Märchens, das dort und bei uns Der Riesenwald heißt, kurz wieder¹⁾.

Die Verfasserin der Braunschweiger Märchen hat an ihrer Vorlage nicht nur die Namen, soweit sie solche beibehielt, geändert²⁾, sondern auch manches andere, hie und da zum

¹⁾ Büsching hat schon am 2. März 1813 (in jener Rezension, 284) festgestellt: „Okerlo ist unverkennbar aus dem schon ein paarmal angeführten Märchen der Mdme d'Aulnoy, dem Drangenbaum und der Biene entstanden, nur durch den Mund der Erzähler verändert und auch verschlechtert“; so hat denn Wilhelm Grimm den Okerlo, wohl nicht ohne sich von der Richtigkeit von Büschings Behauptung überzeugt zu haben, schon für die 2. Auflage gestrichen und ihn auch in den Anmerkungen nicht mehr erwähnt.

²⁾ Aimée in Aurora, Aimé in Friedrich, Tourmentine in Tertulla, Dgrelet in Dglu.

Bessern, manchmal freilich auch zum Schlechtern. Die Geschichte z. B., die erzählt, wie die Königin zu ihrem Töchterchen gekommen ist — bei der *Mulnoy* heißt es einfach: *La Reine étoit déjà vieille; elle n'en esperoit plus quand elle devint grosse, et qu'elle mit au monde la plus belle petite fille qu'on ait jamais vûe* —, ist ein noch mehr widerwärtiges als überflüssiges Einschleichen¹⁾. Ungeschickt war auch, daß sie zwischen dem Aufenthaltsort des vermißten Kindes und dem seiner Eltern nur einen Strom fließen ließ, während bei der *Mulnoy* die Wiege mit der Kleinen weit übers Meer getrieben worden ist; geschickt hingegen war, daß sie den Wetter der Heldin auch zu dem dieser bestimmten Bräutigam gemacht hat, interessant die Bemerkung, daß bei den menschenfresserischen Riesen „Kronerbe“ stets der jüngste Sohn sei²⁾, dankbar haben wir ihr zu sein, daß sie die Fee ausgeschaltet hat, ohne sie durch ein Wesen ähnlicher Art zu ersetzen, und ihr Wunschhut taugt schließlich ebenso viel wie der elfenbeinerne Stab der *Mulnoy*. Nicht gerade geschmackvoll war es andererseits von

¹⁾ Ihr Vorbild war wohl, da an eine freie Ausspinnung der auch nicht gerade geschmackvollen Ausführungen bei Musäus, I, 92—94 kaum zu denken ist, ein Geschichtchen, ähnlich dem in dem 108. Kapitel des *Moyen de parvenir* von Fr. Beroalde de Berville (1610; éd. P. L. Jacob, 1841, 385), oder einer der nicht viel jüngern *Historiettes* von Tallemant des Réaux (éd. P. Paris et de Monmerqué, 1865, VI, 317, n° 32), oder die n° 53 des 14. Hunderts in dem *Recueil* von allerhand *Collectaneis*, 1720, 15; spätere Parallelen bieten der 2. der *Contes drolatiques* von H. de Balzac (1832; 1855, 31 f.) und eine der *Schnurren* des Rochus Mang von G. Queri, 1912, 85. — Im übrigen ist das hl. Haus in der Nacht vom 9. auf den 10. Mai 1291 von Nazareth weg und bis in die Nähe von Fiume gewandert; dann ist es am 10. Dezember 1294 bis in die Gegend von Recanati im damaligen Kirchenstaat gelangt und dort in Lorbeerwäldchen stehen geblieben, nach dem es dann Loreto genannt wurde; Loreto als Wallfahrtskirche in Palästina ist also Unsinn.

²⁾ Für diesen Zug könnte sie dem *Mährleinbuch* für meine lieben Nachbarn (von J. G. Münch), 1799, 20 verpflichtet sein; siehe ansonsten bei J. G. Frazer, *Folklore of the Old Testament*, 1919, das 2. Kapitel des II. Teils: *The Heirship of Jacob or Ultimogeniture* (I, 429—566), dazu J. Grimm, *Deutsche Rechtsaltertümer*⁴, 1899, I, 654, Lang zu Perrault, XCVI f., J. Bédier, *Les légendes épiques*, 1908 f., I, 34 ff.

der Mulnoy, die Menschenfresserkinder anstatt der Nachtmützen goldene Kronen aufsetzen zu lassen; noch ärger aber sind die steinernen Kronen, die die Riesenkinder bei der Braunschweigerin Tag und Nacht tragen müssen¹⁾. Daß hingegen in ihrer Sammlung für die Bohne, die, solange sie nicht gebacken ist, anstatt der Abwesenden antworten soll, ein Rosenstock eintritt, den natürlich, wenn er einmal reden kann, nichts hindert, immerfort zu antworten, bedeutet, da hier auch die Bohne fehl am Orte war²⁾, keine Verschlechterung; überflüssig aber war die Umtaufe der *bottes de sept lieues* in „ein Paar Feenstiefel“³⁾. Daß die drei Verwandlungen auf der Flucht in eine einzige zusammengezogen worden sind, kann man als Abweichung von der Schablone billigen, und daß der Wunschhut von dem Winde verweht wird, während den Elfenbeinstab der Mulnoy zufällig vorbeikommende Wanderer aufheben und mitnehmen, darf als ein Fortschritt gelten. Entschieden einfacher und darum besser ist weiter in dem Braunschweiger Märchen die Entzauberung der Liebenden geschildert, und daß das Riesenweib bei dem jungen Ehepaar Aufnahme findet, kann vielleicht als übertrieben gefühlsmäßig empfunden, aber schwerlich getadelt werden.

¹⁾ Jacob Grimm hat in seinem Exemplar der Feen-Mährchen von 1801 auf der vorletzten weißen Seite in das von ihm angefertigte Motiv-Register zu dem 2. Märchen u. a. eingetragen: „steinerne Krone, die die Riesen Tag und Nacht tragen, setzt das Mädchen in der Nacht ihrem geliebten auf und rettet ihn damit vom Tod“; diese Stelle hat er sich denn auch für die Deutsche Mythologie angemerkt (III, 166). Zu dem Motive von der Vertauschung der Kennzeichen vgl. meinen Versuch, 13 und W. R. Halliday, *Indo-European Folk-Tales and Greek Legend*, 1933, 96 f.

²⁾ Auch über das Motiv von den Blutstropfen oder Speichelklümpchen, die für den Menschen, von dem sie stammen, antworten, habe ich, Versuch, 33 f., gehandelt; hier sei noch als augenscheinlich von der Fassung der Madame d'Alnoy (oder von ihrer Quelle) beeinflusst die 1. Novelle des 6. Tages in dem zuerst 1746 erschienenen Decamerone von Fr. Argelati erwähnt, wo es eine Austermuschel ist, die so lange antwortet, bis sie gekocht ist (in der von Fr. L. Brunn besorgten deutschen Übersetzung III, 1786, 98), aber auch die hessische Geschichte, die Wilhelm Grimm 1822 und 1856 zu Beginn seiner Anmerkung zum Liebsten Roland mitgeteilt hat.

³⁾ Siehe Chauvin, V, 229.

Auf dem Märchen der Aulnoy, ohne Vermittlung der Braunschweiger oder der Grimmschen Nacherzählung, beruht die volksmündliche Aufzeichnung bei Adalb. Kuhn, Märkische Sagen und Märchen, 1843, 263—267: Die Königstochter beim Popanz; diese Geschichte hat, was wir als Kuriosum verzeichnen, Karl Simrock, Die Quellen des Shakespeare², 1870, II, 337—340, mitgeteilt, um zu zeigen, was sich in Deutschland von einem von einer Entführung handelnden Märchen erhalten habe, das nach seiner Meinung, weil die Verwandtschaftsverhältnisse zu denen im Tempest stimmen und weil auch der Schauplatz derselbe ist wie dort, nämlich eine wüste Insel im Meere, Shakespeare benützt haben könnte.

5

Hans Dudeldec

Das ist das 2. Stück der Kindermärchen von Albert Ludwig Grimm, 1809, 79—92, und auf den ersten Blick sieht man, daß es stofflich mit dem Märchen übereinstimmt, das in der mehr als drei Jahre jüngern Sammlung der Brüder Grimm Von den Fischer und seine Frau überschrieben war und heute Von dem Fischer un syner Frau heißt (n^o 19). Die merkwürdigen Schicksale dieses plattdeutschen Märleins sind so oft behandelt worden, daß wir sie eigentlich mit ein paar Zitaten abtun könnten¹⁾; immerhin erscheint es nützlich, die wesentlichsten Tatsachen noch einmal festzustellen:

daß nämlich der aus Wolgast stammende Maler Philipp Otto Runge nach dem 7. Jänner 1806 zwei Märchen, die er kurz vorher hatte erzählen hören, in vorpommerscher Mundart niedergeschrieben und sie, denen er den Titel gab Von den Fischer un syne Frau und Von den Machandelboom, am 24. Jänner an Johann Georg Zimmer in Heidelberg geschickt

¹⁾ R. Steig im Archiv für das Studium der neueren Sprachen, CVII, 286—300, CX, 8—19, Hamann, 58—66, BP, I, 138, Heyden, 16—20, R. Schulte-Kemninghausen, Die niederdeutschen Märchen der Brüder Grimm, 1932, 1—4, 10—12.

hat, der ihm den bei ihm und seinem Gesellschafter Mohr eben-
erst erschienenen ersten Band des Wunderhorns zugesandt hatte;

daß dann Zimmer die zwei Märchen an Achim von Arnim weitergegeben und dieser das zweitgenannte Märchen, mit Zustimmung Runges, 1808 in der Zeitung für Einsiedler abgedruckt hat, sich aber nicht hat entschließen können, auch das von dem Fischer zu veröffentlichen, weil es ihm damals (und später) „kein eigentliches Kindermärchen“ zu sein schien¹⁾;

daß Arnim etwa im Dezember 1808 in Kassel, wo ihn ein Unfall einige Wochen festhielt, den Brüdern Grimm gestattet hat, eine Abschrift von dem Fischer zu nehmen²⁾;

daß auch Büsching eine Abschrift des Fischermärchens erhalten hat, und zwar durch Fr. H. von der Hagen, dem sie Arnim gegeben hatte;

daß Büsching, der sich an diese Abschrift hielt, den richtigen Text gebracht hat (258—266), während den Brüdern Grimm ihre ebenso richtige Abschrift, die sie als Druckvorlage verwendeten, von ihrem Berliner Verleger, Georg Andreas Reimer, der Pommer war, an vielen Stellen eigenmächtig abgeändert worden ist, daß Wilhelm diese neue Fassung trotzdem in den *KHM* behalten und erst von der 5. Auflage an (1843) zugunsten der in Runges Hinterlassenen Schriften gegebenen Darstellung hat fallen lassen, die der Herausgeber, Runges Bruder Daniel, da die Handschriften nicht mehr aufzufinden waren³⁾, kurzerhand „dem Hamburgischen Dialekt anbequemt“ hatte;

daß also den richtigen oder, sagen wir, besten Text Büsching gebracht hat; diesen haben denn auch Bolte und Polivka bei der Erörterung des 19. der Grimmschen Märchen „als den ursprünglichsten“ abgedruckt⁴⁾.

¹⁾ Steig, Arnim, III, 262 f.; siehe 273 und 297.

²⁾ Steig, Arnim, I, 268; III, 269; siehe dort auch 225, 262 (die auch von den Brüdern 1812 in der Anmerkung zu n° 19 genannte Jahreszahl 1809 scheint auf einem Irrtum der Grimm zu beruhen.

³⁾ Arnim hatte sie Clemens Brentano geliehen, und der hatte sie „unter sieben Schlösser gelegt“ (Steig, Arnim, III, 262).

⁴⁾ I, 138—143; ebenfalls abgedruckt hat ihn Schulte-Remminghausen (79—83), und er hat dazu überdies die Lesarten der 1. Ausgabe der *KHM*, der hamburgischen Bearbeitung Daniel Runges und der Fassung, die dem Märchen schließlich Wilhelm Grimm gegeben hat, verzeichnet (93—98).

Selbstverständlich hat nun Runge den Fischer nicht so erzählt, wie er ihn gehört hatte: er hat die Geschichte, ob sie ihm nun durch das, was man gemeiniglich Volksmund nennt, oder durch eine Person von höherer Bildungsstufe zur Kenntnis gekommen ist, zu einem literarischen Kunstwerk erhoben, das trotzdem volkstümlich wirkte und wirkt¹⁾. Aber auch stofflich hat er geändert: am 22. Oktober 1812, also zwei Monate vor dem Erscheinen der *RHM* konnte Arnim an Jacob aus Berlin als einen Hauptspäß berichten, ein Freund Runges, der Greifswalder Professor Schildener²⁾, habe ihm erzählt, „Runge hätte die Geschichte einigen Schiffern erzählt, die hätten sie aber alle anders wissen wollen — wie aber, das war ihm entfallen — kurz, sie waren so unzufrieden mit ihm, wie Ihr mit Clemens“ (Brentano). „Schade, daß nicht der Großvater dieses“ (?) „Schiffers dabei war, der hätte den Schiffer geprügelt, weil er ihm die gute, alte Geschichte so verdrehe“³⁾.

Es sind also um diese Zeit von dem Fischer un syne Frau mehrere Fassungen lebendig und wenigstens einige davon Rungen bekannt gewesen; andererseits aber war Runges Aufzeichnung des Fischermärchens, die er nicht so, wie wohl die des vom Machandelboom handelnden, später umgearbeitet hat⁴⁾, einer ganzen Menge von Leuten bekannt geworden, und so ist es nicht zu verwundern, daß sie auch in den Volksmund übergegangen ist. Von den Varianten, die die Brüder 1812 nur aus „hiesiger Gegend“, also aus Hessen kannten, wo „die

¹⁾ Hamann, 59, Heyden, 19 f.; Heyden führt auch an, daß die Schilderung des stürmisch bewegten Meers „lebhaft, zum Teil durch wörtliche Übereinstimmung“ an die entsprechende ältere Darstellung in Runges Fußreise in Seeland erinnert.

²⁾ Es handelt sich um den bekannten Rechtsgelehrten Karl Sch. (1777—1843).

³⁾ Steig, Arnim, III, 225. Die von R. Steig (Archiv, CVII, 293) mitgeteilte angebliche Behauptung Tiecks, „die Erzählung sei gar nicht so abgefaßt, wie er sie selbst häufig aus Runges eigenem Munde gehört habe“ usw., bezieht sich keineswegs, wie Hamann, 61 und Margarete Rommel in ihrer (Heidelberger) Dissertation, 1935, 12 meinen, auf den Fischer, sondern auf den Machandelboom.

⁴⁾ Wesselski in den Hessischen Blättern für Volkskunde, XXXVI (1937), 49—51.

Fabel sehr häufig erzählt wird“, weiß eine, daß der Fischer in einem Pöppott gewohnt hat, und diese kann nur aus einer von der Kungeschen wenigstens in diesem Punkte abhängigen Darstellung stammen¹⁾. Daß jedoch Kunges Text auch Albert Ludwig Grimm bekannt gewesen sei, läßt sich nicht beweisen; angesichts seines lebhaften Verkehrs mit Brentano aber, dem er die Lieder, die er ihm fürs Wunderhorn lieferte²⁾, wohl selber ins Haus bringen durfte — Brentano nennt ihn noch im Mai 1806 „den unermüdblichen lieben Grimm“ —, weiter auch seiner engen Verbindung mit Zimmer, der 1806 eine kleine Reiseschrift von ihm und später auch seine Kindermährchen in Verlag genommen hat, kann die Möglichkeit nicht bestritten werden, daß er von Kunges Märchen Kenntnis erhalten hat. Kein Grund aber ist schlechterdings vorhanden, dem durchaus geraden Manne die Richtigkeit seiner in der Vorrede zu den Kindermährchen gemachten Angabe zu bestreiten, er habe in dem Hans Dudeldee, gerade so wie in seinem Schneewittchen, ein Volksmärchen „nach eigener Umformung bearbeitet“. Auch von den durch die Veröffentlichung Betroffenen hat niemand behauptet, A. L. Grimm sei durch Kunges Märchen zu einer Nachahmung angeregt worden: die Brüder Grimm, die freilich über seine ganze Sammlung absprechend genug geurteilt hatten³⁾, kannten zwar schon 1812 eine mündliche Fassung, in der der Fischer Hans Dudeldee hieß, sagten aber nicht, daß dies auch schon drei Jahre vorher bei ihrem Namensverwandten zutraf, und 1822 und 1856, wo Wilhelm einen kurzen Auszug aus dessen Darstellung gab, begnügte er sich, dieses Märchen als „Im ganzen viel dürftiger“ zu bezeichnen; Büsching wieder, der noch im Jänner 1812 (Volks-Sagen, 473) angegeben hatte, die „Kindermährchen von Grimm“, nämlich die von A. L. Grimm — die der Brüder

¹⁾ Ausgeschlossen ist freilich nicht, daß diese Fassung, von der die Brüder nur einen Auszug geben, schon auf dem Abdruck Büschings beruht.

²⁾ Siehe außer der in der Einleitung zitierten Dissertation Allgayers (14 f.) und der dort gegebenen Literatur noch H. Schewe im Jahrbuch für Volksliedforschung, III (1932), 129 f.

³⁾ Siehe die Einleitung.

Grimm waren ja noch nicht erschienen — seien ihm unbekannt und daraus solle nicht viel zu nehmen sein, sagte ein Jahr später, in jener Besprechung der *KHM* (281) zu dem Fischermärchen, A. L. Grimm habe es „bearbeitet, aber verschlechtert“.

Nun, einen Wettbewerb mit Runge hätte A. L. Grimm auf keinen Fall aufnehmen können, wie es ja auch Wilhelm Grimm trotz seiner hohen Kunst nie gelungen ist, Runge zu erreichen; immerhin ist A. L. Grimm wenigstens motivisch keineswegs schlechter als der Maler und Dichter, ja, in einem Zuge ist er sogar besser: Runge läßt die Frau des Fischers, die eben Papst geworden ist, ihren Wunsch, so zu werden wie der liebe Gott, mit ihrer Unzufriedenheit begründen, daß sie Sonne und Mond nicht nach ihrem Belieben aufgehen lassen kann; bei A. L. Grimm hingegen, dessen süddeutscher Vorerzähler den Papst, von dem er sicherlich mehr gewußt hat als irgendein pommerscher Schiffer oder Fischer, aus dem Spiele läßt, ärgert sich die Frau, die schon eine Weile Kaiserin gewesen ist, über ein vier Tage dauerndes Regenwetter, und deswegen, nämlich um Sonnenschein (und Frühling) haben zu können, wann sie will, möchte sie können, was Gott kann, und in diesem Punkte stimmt mit ihr wohl jeder Sommerfrischler oder Wochenendler überein.

Unzitiert sind bisher zwei deutsche Bearbeitungen geblieben: eine in Prosa, die sich, obwohl hier das Paar in einem Federtopf haust, und trotz anderer Verschiedenheiten, wie z. B. daß sich die Frau, als der Fischer ihrem letzten Wunsch, nämlich Gott zu werden, Widerstand entgegensetzt, mit dem Schnürsenkel an dem Bettpfosten erhängen will, doch stark an die Rungesche Darstellung lehnt, und die steht in den Mythen, Sagen und Märchen aus dem deutschen Heidenthume von Dr. ***, 1855, 134—143: Die hochmütige Fischersfrau; die andere ist Karl Immermans Gedichtchen Auf dem Heimwege, zuerst gedruckt in seinen Schriften, I, 1835, 129, das ein „Zaubermärchen mit bekanntem Schlusse“ sein soll. Vorberger setzt dazu (XI, 71) als Fußnote: „Das Märchen von Mann und Frau im Essigkrug“. Nun ist A. Stöbers Elsässisches Volksbüchlein, das das Märchen „Mann und Frau im Essigkrug“ augenscheinlich

zum ersten Male bringt, erst sieben Jahre nach Immermanns Gedicht erschienen; auch für den immerhin möglichen Fall, jedoch, daß dieses Märchen von Stöber oder ein ähnliches von einem andern schon früher veröffentlicht worden wäre, könnte es nicht als Quelle für eine Darstellung in Betracht kommen, deren Held, der in seiner Hütte vergnügt gesungen hat, durch einen gefundenen Talisman „Kalifenpalast, Rosengärten, Schwellende Polster, Süße Musik Und der Sultaniñ Ruß“ gewinnt, aber immer höher strebt: „Möchte gern Gott sein! . . . Sitzet wieder in seiner Hütte Und singt nicht mehr.“ Wir erkennen, daß eine Parallele zu Hagedorns muntrem Seifensieder den Rahmen für eine Parallele zu Runges Märchen hat abgeben müssen, die im Orient spielt.

Über mittelalterliche Vorgänger des Fischers siehe meine *MdM* 122—124, 235 f., zu n° 45.

6

Die sieben Schwäne

Dieses Märchen, das letzte der Braunschweiger Feen-Märchen, 349—379, beruht augenscheinlich auf einem Volksbuch, ähnlich dem flämischen, das von den Brüdern Grimm für ihre *Deutschen Sagen* (n° 539; von der 2. Auflage an n° 540) und von F. L. Wolf für seine *Niederländischen Sagen* (1843, n° 117) bearbeitet worden ist¹⁾. Diese Darstellung aber, deren Schwäne die Kinder der jungen Königin und nicht ihre Brüder sind, findet ihr Auslangen mit einem einzigen schlechten Weibe, während unser Märchen, in dem die Schwäne die Oheime der Kinder sind, noch eine Widersacherin braucht, um die Verwandlung in einer Weise geschehen lassen zu können, wie sie die damalige Mode heischte. So ist wohl in die Geschichte die Frau von West eingeführt worden, die denn auch, nachdem sie ihre Aufgabe erfüllt hat, aus dem Gange der Handlung verschwindet.

¹⁾ Siehe auch P. Simrocks *Deutsche Volksbücher*, 1846 f., VI, 205 f. und das 36. Heft der *Marbacher Sammlung*.

Ähnlich geht es in dem 49. der *KHM* zu, wo sich der Vater der Heldin, der nun ein König ist und nur sechs Söhne hat, auf der Jagd, so, wie in dem ältern Märchen der Graf, verirrt und aus dem Walde, so, wie der Graf, eine Frau heimführt, keine Zauberin freilich, die die Edeldame mimt, sondern eine schlichte Herentochter und selber Hexe, die dasselbe trifft, und schon diese Übereinstimmung würde, da aus der Zeit vor 1801 keine Erzählung dieser Art bekannt ist, die Annahme nahe legen, daß die volksmündliche Vorlage der Grimm, die leider nicht erhalten ist, mittelbar oder unmittelbar auf das Braunschweiger Märchen zurückgeht; zur Gewißheit aber wird die Vermutung durch eine Vergleichung des weitern Verlaufes der zwei Märchen¹⁾.

Daß bei den Grimm die Hexe den Brüdern (einem nach dem andern) Hemden überwirft, ist wohl dem naiven Wunsche des Erzählers entsprungen, die Verzauberung auf dieselbe Weise geschehen zu lassen wie die Entzauberung; ansonsten pflegen die Hexen auf derartige Stückchen nicht angewiesen zu sein. Schlecht ist weiter in dem Grimmschen Märchen, daß der Schwester, wenn sie die Erlösung vollbringen will, außer dem Sprechen auch das Lachen verboten wird, was natürlich ein

¹⁾ Merkwürdigerweise hat Wilhelm die zwei Volksbücher, von denen das, das für die Deutschen Sagen er allein oder mit seinem Bruder bearbeitet hat, schon 1822 zu erwähnen gewesen wäre, auch 1856 ebensowenig erwähnt, wie die ältere englische Erzählung; die älteste Form des Märchens, die sich in dem gegen Ende des zwölften Jahrhunderts von einem Mönche Johannes des Zisterzienserklosters in Haute-Seille verfaßten Dolopathos findet (Wesselski, *MDM*, 173—178 und 254 f.), hat er nur in einer nach einer Handschrift des fünfzehnten Jahrhunderts veröffentlichten deutschen Übersetzung gekannt, die französische Bearbeitung von Herbers ist erst in demselben Jahre erschienen, der lateinische Text erstmalig gar erst 1873, und so hat er nur noch auf den Chevalier au cygne hinzuweisen vermocht, ohne daß er ihn richtig hätte einordnen können. Seither ist über diese Dinge eine reiche Literatur nebst vielen Textausgaben erschienen; eine gute Übersicht bis 1897 hat Léon Gautier gegeben (*Bibliographie des Chansons de Geste*, 77—81; siehe auch 91, 63, 136, 91 f., 77 usw.), und ansonsten vgl. man *WP*, I, 427—434, weiter Fr. von der Leyen, *Lesebuch der deutschen Volksfage*, 1933, 135 f. und *Lesebuch des deutschen Volksmärchens*, 1934, 171 f.

blindes Motiv bleibt; hier wirkt sich wohl das tatsächlich schwer einzuhaltende Verbot des Braunschweiger Textes aus, jemals zu weinen: die einzige Träne, die hier die Königin bei dem Verluste ihres Söhnchens weint, kostet dem sechsten Bruder, an dessen Hemde sie eben arbeitet, ein Auge. Eine Unzukömmlichkeit bedeutet es in der Darstellung der KHM weiter, daß der Leser oder Hörer nicht erfährt, was aus den zwei Prinzen geworden ist, die die gottlose Schwiegermutter der Königin weggenommen hat; das hat die Gewährsperson der Grimm vergessen gehabt, und bei der Umarbeitung, der Wilhelm das Märchen schon für die 2. Auflage unterzog, hat er zwar den zwei Prinzen, die diese Bezeichnung allerdings verloren, noch ein Kind folgen lassen, aber über das Schicksal der nunmehr drei Sproßlinge hat er wieder nichts verlauten lassen, und so sind wir darüber noch heute im Unklaren: „Der König aber und die Königin mit ihren sechs Brüdern lebten lange Jahre in Glück und Frieden.“

Anderfen hat bei seiner Bearbeitung des Grimmschen Märchens (*De vilde Swaner*) diesen Fehler vermieden; seine junge Königin hat noch gar keine Kinder gehabt.

7

Schneewittchen

Mit diesem Schauspiel hat Albert Ludwig Grimm 1809 seine Kindermärchen (1—76) eröffnet, und er sagt, er habe es „nach einem unter mancherley starken Abweichungen bekannten Volksmärchen dieses Namens, aber nach eigener Umformung bearbeitet“; dort, wo er dies sagt, nämlich in dem Vorwort, das überschrieben ist „An Ältern und Erzieher“, sagt er auch: „Einige Ausdrücke in dem dramatisirten Schneewittchen, wie Teufel u. dgl. fielen mir erst nach dem Drucke auf, indem ich sie bisher ihrer Natürlichkeit halber bei den rohen Charakteren der Personen, welchen sie in den Mund gelegt sind, übersah. Auch das Lied von Vater, Sohn und Geist, das dem wiedererweckten Schneewittchen in den Mund gelegt ist, gehört in

kein Märchen. Ich bitte diese Mängel zu verbessern vor der Mittheilung an Kinder.“ In der 2. Auflage seines Büchleins (1817), wo er noch einen Akt einschob, hat er diese Stellen allesamt getilgt. Die Brüder Grimm haben das Schneewittchen ihres Namensvetters zu ihrem eigenen Märchen weder 1812, wo sie dem Titel Sneewittchen noch in Klammern Schneeweißchen beifügten, noch 1822 und 1856 zitiert; wohl aber erwähnte es Wilhelm in der Literatur-Übersicht (1822, 415; 1856, 331) mit dem Zusätze: „Dramatisch und ausführlich behandelt mit eigenen Abänderungen“.

Dieser Name Sneewittchen findet sich zum ersten Male in Jacob Grimms Aufsatz Commentar zu einer Stelle in Eschenbachs Parcifal, mit dem das im Jänner 1813 erschienene I. Heft der von den Brüdern herausgegebenen Altdeutschen Wälder begann, der aber viel früher und jedenfalls zu einer Zeit geschrieben worden war, wo Jacob nicht hatte ahnen können, daß die *AM* noch vor dem Aufsatz herauskommen würden¹⁾. In diesem, der sich mit der Farbenreihe Schwarz, Weiß und Rot beschäftigt, zitiert er „ein altdeutsches Kindermärchen“ so: „es war einmal eine Königin, die saß am Fenster und nähte und es war Winter und schneite: Und als sie so nähte und in die Flocken sah, die vom Himmel herunter fielen, stach sie sich mit der Nadel in ihren Finger, daß drei Tropfen Blut herauskamen. Und die Königin wünschte sich in ihrem Herzen und sprach: Ach, wenn ich doch ein Kind hätte, so weiß, wie dieser Schnee, so roth wie dieses Blut und mit so schwarzem Haar, als der Rabe, der da vor dem Fenster hüpfet. (Der Wunsch geht in Erfüllung und das neugeborene Königstochterlein bekommt ausdrücklich den Namen Schneeweißchen (Sneewittchen).“ Und Jacob Grimm, von dem auch der letzte (eingeklammerte) Satz stammt, fährt fort: „Eine Variante fängt sich so an: Der Graf und die Gräfin fuhren zusammen aus spaziren, und fuhren an drei Schneehaufen vorbei. Da sprach der Graf: ich wünsche mir ein Kind, so weiß wie diesen Schnee. Als sie weiter fuhren, kamen sie an drei Gruben vorbei, die

¹⁾ Das, was der erste Jahrgang der Altdeutschen Wälder bringen sollte, hat Wilhelm am 8. Dezember 1812 „ein schon längst fertiges Buch“ genannt (Steig, Arnim, III, 246).

standen voll Blut. Da sprach der Graf: ich wünsche mir ein Kind, das so rothe Backen hat, wie das Blut da. Und sie fuhren als weiter fort, da kamen vorbei geflogen drei kohlschwarze Raben, da sagte der Graf, ich wünsche mir ein Kind mit so schwarzen Haaren, als die Raben da usw.“

Hier gestatte man uns eine kleine Abweichung von unserm eigentlichen Thema: Wie man sieht, entspricht der Anfang des „altdeutschen Kindermärchen“ dem des Grimmschen Märchen, der Anfang der „Variante“ dem der Geschichte, die die Brüder in der Anmerkung dazu mit den Worten „Noch ein anderer Eingang ist folgender“ eingeleitet haben, und beide, das „altdeutsche Kindermärchen“ und die „Variante“ haben ihre Entsprechungen bei Lessk (120—125 und 125—126). Der Anfang der „Variante“ stimmt auch sonst zu dem Texte bei Lessk und bei den Grimm (auch in den Anmerkungsbänden von 1822 und 1856); nicht aber trifft dies bei dem Anfange des „altdeutschen Kindermärchen“ zu: anstatt des Raben als Vorbild für die Schwärze hat sowohl das Grimmsche Märchen als auch der Text, den die Brüder am 25. Oktober 1810 an Clemens Brentano geschickt haben — das ist der, den Lessk abgedruckt hat —, einen Fensterrahmen aus Ebenholz. Nun ist es Jacob gewesen, der u. a. die auf das Schneewittchen bezüglichen Aufzeichnungen für Brentano abgeschrieben hat, und für die Fassung, die er in den Altdeutschen Wäldern veröffentlicht hat, ist natürlich ebenso er verantwortlich. Es mögen nun ja mehrere Erklärungen für diesen Unterschied hergestellt werden können, aber angesichts der Tatsache, daß er in den Altdeutschen Wäldern in Gänsefüßchen zitiert, daß also eine Nacherzählung aus dem Gedächtnis ausgeschlossen ist, kann man wohl nur zu dem Schlusse kommen, daß die Vorlage für das Märchen schon, bevor er sie für Brentano abgeschrieben hat, geändert gewesen ist, auf daß sie der Darstellung entspreche, die er und Wilhelm oder einer von ihnen dem Märchen entweder schon gegeben hatte oder zu geben gedachte, daß er aber, als er den Aufsatz über diese Farbenreihe schrieb, das Blatt mit der ursprünglichen Aufzeichnung in die Hand bekommen hat. Zu denken gibt weiter noch folgendes: Dieser Aufsatz Jacob Grimms ist, abgesehen von der 1. Auflage des 1. Bandes der

RHM, die etwa zwei Wochen früher als das ihn enthaltende 1. Heft der *Altdeutschen Wälder* erschienen ist, so daß ein Zitat unmöglich war, auch späterhin, als die Anmerkungen zu den Märchen schon einen eigenen Band bildeten, nicht zitiert worden; ja 1822 ging Wilhelm sogar über das Motiv dieser Farbenverquickung nicht nur bei dem Snewittchen, sondern auch bei dem Machandelboom hinweg, und 1856 erwähnte er es wohl nur, weil er nun, zu den „Blutstropfen auf dem Schnee“ auf die von Jacob stammende Vorrede zu der Liebrechtschen Übersetzung von Basiles Märchensammlung (1846) verweisen konnte, wo Jacob von dem „wunderbaren Zug“ sprach, der schon lange seine Aufmerksamkeit erregt habe, und nach Erwähnung jener Stelle bei Wolfram von Eschenbach fortfuhr: „Ich habe dargethan, daß auch irländischen Sagen die nemliche Verknüpfung der Gedanken zum Grunde liegt“, ohne seinen Aufsatz zu zitieren, und wo er aus dem Snewittchen (sic!) nur erwähnt: „... die Königin näht und sticht sich in den Finger, aus welchem Tropfen in den Schnee fallen; da sehnt sie sich ein Kind zu bekommen, so weiß wie Schnee, so roth wie Blut“¹⁾. Unter diesen Umständen begreift man auch, daß jener Aufsatz Jacob Grimms in seine *Kleinern Schriften* nicht aufgenommen worden ist. Aber kehren wir zu unserm Gegenstand zurück.

In den für Brentano gemachten Aufzeichnungen heißt die Heldin des Märchens, soweit ihr Name genannt wird, Schneeweißchen, und Jacob ist es damals noch nicht eingefallen, ein Snewittchen oder Snewittchen daneben zu setzen; 1812 lautet die Bezeichnung in dem Märchen schon Snewittchen, die Anmerkung beginnt mit der (auch heute noch nicht richtigen) Behauptung, daß „in Gegenden, wo bestimmt hochdeutsch

¹⁾ Gelegentlich der Besprechung der Bechsteinschen Bearbeitung des Grimmschen Märchens, die aus dem Fensterrahmen aus Ebenholz einen ebensolchen Sticrahmen gemacht hat, wirft Heyden (60) die Fragen auf: „Wo saß die Königin? Wie kam das Blut in den Schnee?“ Diese Fragen hätte Heyden auch für das Grimmsche Märchen und die ihm in diesem Teile bei Lessß entsprechende Fassung stellen können, wo die Königin „an einem Fenster“ oder „am Fenster“ sitzt; diese Schwierigkeit umgeht einzig und allein die Fassung, die Jacob in den *Altdeutschen Wäldern* veröffentlicht hat.

herrscht, der plattdeutsche Name beibehalten oder auch im Schliwitchen verdorben“ werde, in der schon in dem Slenberger Texte stehenden „Variante“ wird das Schneeweißchen einfach durch Sneewittchen ersetzt, und in der dritten dort mitgeteilten „Recension“, die die Brüder am 12. Oktober 1812, sozusagen also in letzter Stunde, von der Marie im Wildschen Hause in Kassel erhalten haben, wird sie natürlich auch Sneewittchen genannt. Diese Variante aber hat einen absonderlichen Schluß: nachdem erzählt worden ist, wie die sieben Zwerge nach dem augenscheinlich geglückten dritten Mordversuch der Stiefmutter (mit dem vergifteten Apfel) Sneewittchen in einen silbernen Sarg gelegt und so auf einen Baum vor ihrer Höhle gesetzt haben, heißt es weiter: „Ein Prinz¹⁾ kommt vorbei und bittet die Zwerge, ihm den Sarg zu geben, nimmt ihn mit und daheim läßt er es auf ein Bett legen und puken, als wär es lebendig, und liebt es über alle Maßen, ein Diener muß ihm auch beständig aufwarten. Der wird einmal böß darüber: da soll man dem todten Mädchen thun, als wenn es lebte! giebt ihn²⁾ einen Schlag in den Rücken, da fährt der Apfelbissen aus dem Mund, und Sneewittchen ist wieder lebendig.“ Auf diese Stelle, die nur in der 1. Auflage auch in dem Märchen selber eine Entsprechung hat³⁾, bezieht sich ein Verweis der Brüder in dem Nachtrag: „Über das ganze, besonders das Sitzen bei der immer frisch aussehenden Leiche, Haralds hörf. Sage. Cap. 25“; deutlich aber sagt, was hier gemeint ist, Wilhelm in der Vorrede zu dem 2. Bande der 1. Ausgabe (1815), seltsamerweise, ohne den vorgeschriebenen Namen zu gebrauchen: „Schneewitchen schlummert in rothblühender Lebensfarbe wie Snáfridr, die Schönste ob allen Weibern, an deren Sarg Haraldur, der haarschöne, drei Jahre sitzt, gleich den treuen Zwergen, bewachend und hütend die todtlebendige Jungfrau; der Apfelknorz in ihrem Munde aber ist ein Schlafkuz oder Schlafapfel“, und diese Sätze stehen in einem Zusammenhange, der vorher behauptet hat, Dornröschen sei die altnordische Brunhilde, und nachher, die Sage von der güldnen Feder (in

¹⁾ 1822 und 1856 geändert: Ein Königssohn...

²⁾ Ebenso 1822; 1856: ihm.

³⁾ Siehe Schmidt, 211 f.

dem 63. der jetzigen *RHM*) sei „keine andere als die vom König Mark im *Tristan*“ usw., durch das Märchen von der Goldgans (jetzt n° 64) verstehe man nun besser, „daß Loki am Riesen=Adler hängen bleibt“, und „in dem bösen Goldschmied, dem redenden Vogel und dem Herz=Essen“, wer erkenne da nicht „Sigurds leibhafte Fabel“? Sneewittchen oder, einmal ausnahmsweise, Schneewittchen ist also die Snáfrid der *Heimskringla*¹⁾, die Nachfahrin Mariannes und vielleicht auch Fastradas, die Vorfahrin jener Frau des alten deutschen Gedichtes, der der Gatte noch lange nach ihrem Tode „zu Bette und zu Tische Zucht bot“²⁾. In den Anmerkungen von 1822 und 1856 zu dem Märchen hat dann Wilhelm zwar diesen „Einklang mit einer nordischen, fast schon geschichtlichen Sage“ nur noch als „merkwürdig“ bezeichnet, dafür aber die Stelle der *Heimskringla*, soweit sie sich auf die Leichenliebe des Königs bezog, mitgeteilt, ebensowenig wie früher jedoch auch das prosaische Ende der Geschichte; dafür hat er dann zu den „nordischen Sagen“ (1822, 406; 1856, 327 f.) noch einmal auf die Anmerkung zu dem Sneewittchen hingewiesen. Nun begreifen wir, warum diese Heldin des 53. der *RHM* durchaus nicht mit Sch, sondern mit S hat geschrieben werden müssen. In *Camera caritatis* allerdings nahmen sich die Brüder oder wenigstens Wilhelm kein Blatt vor dem Mund; noch am 3. November 1814 durfte er an Jacob, ohne Widerspruch gewärtigen zu müssen, schreiben: „... wir zogen Sneewittchen als lebendiger dem Schneeweißchen vor in einem hochdeutschen Märchen“³⁾.

Die Zahl der Varianten des Grimmschen Märchens ist bis 1822 (und 1856) auf fünf gestiegen, oder, wenn man will, da die leibhaftige Mutter, die in der ersten Fassung ihre richtige Tochter verfolgt hat, von der 2. Auflage an einer Stiefmutter

¹⁾ *Thule*, XIV, 114.

²⁾ Siehe *MdM*, 12 und 191 (n° 3).

³⁾ Briefwechsel aus der Jugendzeit, 377. Einen gewissen Erfolg haben die Brüder mit dieser Angleichung doch gehabt: Uhland sagt zu Haralds „Abenteuer mit Snáfrid“, es erinnere „an die bekannte Sage von Karl dem Großen, entfernter an das namensverwandte ‚Sneewittchen‘“ (*Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage*, VI, 399, n.).

hat weichen müssen, was von Wilhelm in aller Stille durchgeführt worden ist¹⁾), auf sechs; dabei hat zumindest Jacob nicht alle aufgezeichnet, die er gehört hat, und zumindest gilt das von einer Geschichte, die ihm eine Gräfin Flemming in Erfüllung eines von ihr gegebenen Versprechens im September 1810 in Marburg erzählt hat; darüber hat er an Wilhelm geschrieben: „Die Flemming hat nichts hervorgebracht als das Schneewittchen, worüber man sich freuen könnte, wenn es ein neues wär.“ Wie aber das ausgesehen hat, was die Gräfin hervorgebracht hat, könnten wir kaum ahnen, wenn nicht Jacob in einem um ein paar Tage ältern Briefe nicht nur dieses Versprechen gemeldet, sondern auch mitgeteilt hätte, die Flemming habe ihn für den Verfasser der Heidelberger Kindermährchen gehalten²⁾); diese also hat sie gekannt, und daraus läßt sich mit einiger Wahrscheinlichkeit schließen, daß sich das, was sie Jacob erzählt hat, nicht allzu weit von der Darstellung A. L. Grimms entfernt haben wird.

Gleichwohl sei festgestellt, daß der Name Schneewittchen, wenn auch vielleicht nicht geschrieben, so doch gedruckt sicher zum ersten Male in dem Kindermärchen Albert Ludwig Grimms auftritt, und diese Feststellung ist wichtig im Hinblick auf die Tatsache, daß man, sooft das Wort ausgesprochen wird, an das Märchen der Brüder Grimm denkt, das Jacob ein altdeutsches Kindermärchen nannte und dessen Ursprung die Brüder im nordischen Mittelalter suchten.

An das Schneewittchen-Märchen der Brüder hat denn wohl auch Volte gedacht, als er anführte, der bekannte Dichter Johannes Rist habe sich erinnert, in seiner Jugend, also etwa in dem dritten Jahrzehnt seines, des siebzehnten Jahrhunderts, eine von englischen Schauspielern aufgeführte Posse gehört zu haben, in der sich ein Schulmeister erbötig gemacht habe, die Komödie „von der schönen Frauen im Bergen mit ihren sieben Zwergen“ aufzuführen. Dabei aber ist die schöne Frau mit

¹⁾ Ebenso ist es, von nichtdeutschen Fassungen abgesehen, in dem schon zu unserm 5. Märchen erwähnten Buche von Dr. ***, 158 bis 166 die richtige Mutter, übrigens eine Gräfin, die dem Schneewittchen nachstellt.

²⁾ Schoof, 42 f.

ihrer sieben Zwergen viel besser, als auf das Schneewittchen, auf die Stieftochter der Musäischen Richilde zu beziehen, bei der von den Zwergen nicht nur als ihr durch die ihr geleisteten Dienste zugehörig gesprochen werden, sondern die auch selber, in dem normalen Sinne des besitzanzeigenden Fürwortes, die Zwerge als die ihrigen bezeichnen kann, da sie ihr der Vater, als er sie auf eines seiner Schlösser schickte, zur Aufwartung mitgegeben hat.

Woher aber Musäus die Fabel seines Märchens von der schönen Richilde und ihrer noch viel schönern Stieftochter Blanca hat, steht dahin, und sicher ist nur, daß sich der Hauptzug, nämlich der von der scheinot eingesargten Schönen, schon 1634 in Basiles Cunto de li cunti findet (II, n° 8); wenn wir uns jedoch erinnern, daß Musäus ein anderes Märchen Basiles (IV, n° 3) in dem der Richilde unmittelbar vorausgehenden Märchen, den Büchern der Chronika der drey Schwestern (I, 1—89), bearbeitet hat, scheint uns nicht unwahrscheinlich, daß er auch bei der Richilde dem Neapolitaner verpflichtet ist, allerdings nur für den erwähnten Hauptzug.

Mit der Darstellung von Musäus hat nun die der Brüder eine Reihe von Motiven und Episoden gemeinsam.

Vor allem ist da der Zauberspiegel zu nennen, zu dem Richilde sagt:

Spiegel blink, Spiegel blank,
Goldner Spiegel an der Wand,
Zeig mir an das schönste Weib in Brabant¹⁾,

während die Königin in der Vorlage der Grimm²⁾ fragt:

Spieglein, Spieglein an der Wand,
wer ist die schönste Frau in ganz Engelland?,

woraus die Brüder, denen wohl der Anklang allzu deutlich war, gemacht haben:

Spieglein, Spieglein an der Wand:
wer ist die schönste Frau in dem ganzen Land?

Richilden aber zeigt der Spiegel das, was sie von ihm verlangt; Schneeweißchens und Sneewittchens Mutter jedoch erhält von

¹⁾ I, 130; 104 ebenso, nur in der Schlußzeile: ... die schönste Dirn in Brabant, und 112: ... den schönsten Mann in Brabant!

²⁾ Lessfß, 120 f.

dem Spiegel eine mündliche Antwort, und dazu hätte es keinen Spiegel gebraucht. Trotzdem haben die Grimm diese Verballhornung, die in ihrer Vorlage nicht wiederholt wurde, nicht weniger als siebenmal verwandt.

Ohne Entsprechung bei Musäus ist in der Vorlage der Grimm, daß die Königin das Schneeweißchen im Walde aussetzen will, auf daß es die wilden Tiere fräßen, ebenso aber auch das, was von den Brüdern, denen dies nicht gefallen zu haben scheint, an seiner Statt eingesetzt worden ist, nämlich der kannibalische Auftrag der Königin an einen Jäger, das Snee-wittchen im Walde tot zu stechen und ihr seine Lunge und seine Leber zu bringen, die sie mit Salz kochen und essen wolle.

Die Grimm und ihre Vorlage lassen nun ihre Heldin zu den Zwergen gelangen, was Musäus, wie wir schon gesehen haben, nicht nötig gehabt hat, weshalb er denn auch kein Gegenstück zu der Erzählung haben kann, wie sich Schneeweißchen oder Snee-wittchen bei den sieben Zwergen einführt. Diese Episode aber, die sich ähnlich auch in dem 25. der *KHM* und in dessen Vorlage findet (Leffß 118), ist, ebenso, wie die Eingangsgeschichte von dem Wunsche nach einem Kinde, so weiß wie der Schnee usw., die auch den Machandelboom einleitet, ursprünglich eine selbständige Erzählung gewesen, wie dies denn am besten die *Story of the Three Bears* von Robert Southey dartut¹⁾.

Musäus läßt Richilde nur einmal zu ihrer Stieftochter gehen, und da bringt sie ihr einen (Granat-)Apfel, dessen eine Hälfte vergiftet ist; bei den Grimm bemüht sich die Königin stets selber, und den Apfel bringt sie zuletzt. Hier haben sich die Brüder nicht mehr an die bis dahin benutzte Vorlage gehalten: anstatt daß ihr Snee-wittchen gerade so wie das Schneeweißchen den Apfel zufällig an der vergifteten Seite anbisse, haben sie ihn die Königin mit ihr teilen lassen und damit die Musäische Erzählung wiederhergestellt. Allerdings, was der

¹⁾ Jos. Jacobs, *English Fairy Tales*, 1890, 92—98, 238 f. und *More English Fairy Tales*, 1894, 87—90, 228 f.; Jacobs sagt: „The Three Bears“ is the only example I know of where a tale that can be definitely traced to a specific author has become a folk-tale. Vgl. weiter Macleod Dearfley, *The Folklore of Fairy-Tale*, 1924, 25 und E. Böhlen, *Snee-wittchenstudien*, I, 158 f.

Apfel hier zuwege bringt, leistet bei Musäus der Brief, den Richilde mit einem reitenden Boten geschickt hat, und die Seifenkugel, die sie ihre Amme der gehäßten Stieftochter in die Hände spielen heißt, ist bei dem Grimm durch den Schnürriemen ersetzt.

Während die Zwerge den für Blanca gezimmerten Sarg mit einem Glasfenster versehen, wird Schneeweißchen von den Zwergen in einen gläsernen Sarg, Sneewittchen in einen aus Glas gelegt; aber das kommt auf dasselbe hinaus.

Die Wiederbelebung geschieht in der von den Grimm bisher benutzten Vorlage durch ihren Vater; den haben aber die Brüder so gründlich aus dem Wege geräumt, daß er nicht einmal mehr in ihrer Variantensammlung hat zum Vorschein kommen können, und ersetzt haben sie ihn durch den Prinzen, der mit dem anscheinenden Leichnam so tut, wie wir oben gesehen haben, und die Vorlage für diesen Zug haben wir auch mitgeteilt. Selbstverständlich muß der Prinz nun, obwohl diese Vorlage nicht so weit geht, Sneewittchen heiraten, was der Vater nicht hätte tun können, und so sind wir wieder zu Musäus zurückgelangt, bei dem allerdings das Wiederaufleben durch eine Reliquie erzielt wird, während bei den Grimm — — Aber da müssen wir einige Schritte zurück tun, nämlich zu dem zweiten Attentat, das die Grimmsche Königin auf ihre Tochter oder, später, Stieftochter verübt.

Dies geschieht in der Vorlage mit einem Kämme, und dieser versenkt Schneeweißchen, weil ihn ihr die Königin im Haare stecken läßt, in einen Schlaf, der so lang andauert, bis der Kamm aus dem Haar entfernt ist. Der Kamm ist nun keineswegs vergiftet, und vergiftet ist er auch nicht in dem erwähnten Märchen Basiles, in dem er, den die Mutter in ihr freilich angefluchter Vergeßlichkeit der Tochter hat im Haar stecken lassen, ebenso bis zu dem Augenblicke wirkt, wo er entfernt wird¹⁾; er wirkt eben nur, um ein Grimmsches Wort zu gebrauchen, als Schlafkuz, etwa wie der, von dem Jacob sagt:

¹⁾ In Brentanos Bearbeitung von Basiles Märchen, betitelt Das Märchen vom Rosenblättchen, stößt allerdings die Mutter dem Töchterchen den spitzen Kamm unversehens so tief in das Hauptlein, daß es mit einem Schrei tot niedersinkt (XII, 1, 57).

„Legt man ihn Schlafenden unters Hauptkissen, so erwachen sie nicht, bevor man ihn weggenommen hat“¹⁾). Vergiftet haben ihn erst die Brüder Grimm, ohne zu bedenken, daß seine Entfernung nicht auch die Entfernung des Giftes und daher zumindest keine augenblickliche Herstellung erzielen kann.

Ähnliche Erwägungen könnten auch bei der Rettung Sneewittchens von den Folgen des Bisses in den vergifteten Apfel angestellt werden, aber wir wollen den Leser nicht allzu sehr ermüden, und darum unterlassen wir auch eine Darlegung, daß, im Gegensatz zu den Grimm, Musäus derlei Unstimmigkeiten zu vermeiden gewußt hat.

Im übrigen kann angesichts der zahlreichen Übereinstimmungen, die sich als solche auch bei Verschlechterungen erweisen, kaum geleugnet werden, daß das Märchen der Brüder als Ableitung aus dem von Musäus zu verstehen ist, daß aber umgekehrt dieses aus einem Märchen, wie das der Grimm, wenn es damals ein solches gegeben hätte, nicht zu erklären wäre.

Über die Vorlagen, die Albert Ludwig Grimm bearbeitet hat, sind wir nicht unterrichtet; sicher scheint nur zu sein, daß er für den Eingang von dem verwitweten König, der seiner Tochter zugleich mit einer Stiefmutter auch eine Stieffchwester gegeben hat, samt den selbstverständlichen Folgen, aber auch samt dem Zuge, daß die Stiefmutter den Freier der Heldin der eigenen Tochter gewinnen will, dem Märchen *L'oiseau bleu* der *Mulnoy* verpflichtet ist. Weiter aber hat er auch, wie er selber, freilich mit andern Worten sagt, Volksüberlieferungen benützt, und da trifft er sich zweimal mit den Brüdern, deren Vorlagen also auf sein Märchen zurückgehen können: einmal in der Angabe der Zahl der Zwerge mit sieben, und dann mit dem Versuche der Königin, ihre Tochter ermorden zu lassen. Für

¹⁾ DM, 1008; ebendort, III, 263 ist aus Jacobs Nachlaß eine Notiz mitgeteilt, wonach Odin der *Brynhild* den Dorn bloß ans Gewand gesteckt und sie so in Schlaf versetzt hätte (siehe dagegen *Cosquin*, *Contes indiens*, 169; siehe *Thule*, I, 125 und *H. Gering*, *Die Edda*, 1893, 210, aber auch *Thule*, XXI, 82). Vgl. weiter *Wesselski*, *DM*, 165, 253 f., *Giuf. Riva*, *Novelle del „Mambriano“*, 1888, 84, 93 und *Wimberley*, 355.

diesen zweiten Zug jedoch gibt es in einem durchaus gleichen Zusammenhange, wie ihn das Märchen der Brüder von der 2. Auflage an aufweist, wo ja die unnatürliche Mutter durch eine Stiefmutter ersetzt ist, eine enge Parallele schon in einem mittelalterlichen Märlein, und zwar mit derselben Begründung wie bei den Grimm.

Dieses Märlein gehört ansonsten zu den Geschichten, die sich um Das Mädchen ohne Hände, wie die Brüder das 31. der RHM nannten, gebildet haben; seine besondere Stellung innerhalb dieser Gruppe hat zuerst Heinrich Däumling erkannt, und von den zwei Texten, die ihm vorgelegen haben, spricht er geradezu als von dem Schneewittchentypus¹⁾. Der ältere dieser zwei Texte ist in einer italienischen Sammlung von Marienlegenden erhalten, die von 1475 bis in die ersten Jahrzehnte des nächsten Jahrhunderts zumindest einunddreißigmal gedruckt worden ist; seit 1917 liegt im Drucke auch die anscheinend älteste noch vorhandene Handschrift vor, die aus den letzten Jahren des dreizehnten oder den ersten des vierzehnten Jahrhunderts stammt²⁾, und nach dieser, die noch nicht so breit erzählt wie die alten Drucke, geben wir den Eingang des Märleins wieder:

Man liest in einer Chronik, daß zu der Zeit, wo das Kaisertum an den König von Frankenreich übertragen worden war, über dieses ein König geherrscht hat, dessen Gattin, nämlich die Kaiserin, eine sehr schöne Tochter gebar, und bei dieser Geburt

¹⁾ Studie über den Typus des „Mädchens ohne Hände“ innerhalb des Konstanze-Zyklus, Münchener Dissertation, 1912, 48—52, 102; siehe auch *BP*, I, 300, n° 17.

²⁾ Il libro dei cinquanta miracoli della Vergine, edito da Ezio Levi, 1917; hier ist unser Märlein das erste (4—9), während es in den alten Drucken an elfter Stelle steht, ebenso natürlich in den Neudrucken, von denen Däumling einen aus dem Jahre 1855 benützt hat, während ich den von 1841 besitze. Den andern, jüngern und lateinischen Text hat Jos. Klapper nach einer Breslauer Handschrift von 1490 in seinen *Exempla aus Handschriften des Mittelalters*, 1911, 1—8, veröffentlicht. Levi führt die Arbeiten Däumlings und Klappers an, hat sie aber, wie sich aus dem Abschnitt über die *Fonti* (CVIII—CX) ergibt, nicht benützt. Die Angabe über die Zahl der alten Drucke habe ich seinem Buche entnommen; an Manuskripten der *Miracoli* verzeichnet er 38.

starb die Kaiserin. Darum nahm der Kaiser eine andere, die als schön ob allen andern galt, so daß aus den fernsten Ländern Leute kamen, um ihre Schönheit zu schauen; und man sagte, sie sei wahrhaftig schön, aber die Tochter des Kaisers werde, wenn sie älter geworden sein werde, schöner sein als die Kaiserin. Da dieser das zu Ohren kam, begann sie einen großen Neid auf das Mägdlein zu haben und auf ihre Beseitigung zu sinnen. Als nun der Kaiser nicht in der Stadt weilte, beschied die Kaiserin vier ihr ergebene Keisige zu sich, und zu denen sagte sie: Geht, und nehmt das Mägdlein mit euch und tötet sie, und auf daß ich sicher sein kann, daß sie wirklich tot ist, sollt ihr mir ihre beiden Hände bringen. — Die Keisigen nahmen das Mägdlein und führten sie in einen Wald hinein. Bei dem Anblicke ihrer übergroßen Schönheit aber wurden sie von Barmherzigkeit und Mitleid bewegt und töteten sie nicht; wohl aber schnitten sie ihr beide Hände ab, und die brachten sie der Kaiserin . . .

Nicht interessiert uns von der weitem Erzählung, wie das verstümmelte Mädchen die Gattin eines Herzogssohns wird, wie dieser an seines Vaters Statt zu einem Turnier reitet, das die Kaiserin und Verwandte und Freunde des Kaisers, um ihn in seinem tiefen Gram über das Verschwinden seiner Tochter einigermaßen zu trösten, veranstalten, und wie die zu Hause verbliebene Frau Zwillinge gebiert; wichtig aber ist uns, daß der Kaiserin, als sie von der Schönheit der handlosen Gattin des Ritters hört, sofort schwant, daß das ihre Stieftochter ist. Dem Ritter bringt ein Bote einen Brief, in dem ihm sein Vater von dem freudigen Ereignis berichtet, und der Kaiserin gelingt es, die Antwort des Sohnes so zu ändern, daß der Vater unter Drohungen aufgefordert wird, das unkeusche Weib samt den einem Ehebruche entstammenden Kindern zu ertränken. Tatsächlich befehlt denn auch der Herzog, sie mit ihren zwei Knäblein in die Wildnis zu schaffen, auf daß sie dort die wilden Tiere fräßen. Natürlich findet der Herzogssohn seine schöne Gattin wieder, der hat die heilige Jungfrau die Hände wiedergegeben, und als ihr Vater alles gehört und den ganzen Hergang vernommen hat, läßt er die schlechte Kaiserin verbrennen.

Das fromme Märlein hat also nicht nur denselben Eingang wie das Märchen der Grimm (abgesehen natürlich von der Episode von dem in Erfüllung gegangenen Wunsche der Königin nach dem Kinde mit den Farben weiß, rot und schwarz, die ihm ja nicht eigentümlich ist), sondern stimmt zu ihm auch durch die weitere Verfolgung der um ihre Schönheit Beneideten. Durch den Vergleich mit dem Märlein aber wird einem erst klar, was man sonst vielleicht gar nicht bemerkt hätte, daß nämlich der Vater des armen Mädchens in dem Grimmschen Märchen so verschwunden ist, als wäre er nie vorhanden gewesen, daß wir rein nichts von dem Leide erfahren, das ihm doch das Verschwinden der Tochter bereitet haben muß, noch von der Freude über ihr Wiedererscheinen, ja daß es nicht, wie es sein mußte, er ist, der die Bestrafung der Missetäterin verfügt, sondern daß dies, so, wie bei Musäus, der den Vater freilich schon, bevor noch die Mordversuche an der Tochter beginnen, hat sterben lassen, dem Eidam überlassen bleibt. In der volksmündlichen Geschichte freilich, der die Brüder bis zu dem todähnlichen Schläfe Sneewittchens gefolgt sind, also bis zu der Peripetie, hat der Vater noch seine Rolle gespielt: bis zu diesem Zeitpunkte hat er ja nicht in seinem Reiche gewohnt, aber er ist es, der bei den Zwergen die anscheinend Tote in dem Sarge findet, welcher eine Inschrift mit ihrem Namen trägt, seine Ärzte sind es, die sich den Leichnam von den Zwergen erbitten und Schneeweißchen ins Leben zurückrufen, und auf seinen Befehl geschieht es augenscheinlich auch, daß sich die Königin bei der Hochzeit des augenscheinlich von ihm vermählten Schneeweißchens in den geglühten Pantoffeln tot tanzt.

Es scheinen sich also in der Überlieferung, auf die die Hauptvorlage der Grimm zurückgeht, zwei Geschichten verquickt zu haben: eine, die letzten Endes auf der alten Marienlegende oder einem ähnlichen Märlein beruhte, und eine, die ihren Ausgang von dem Musäusischen Märchen nahm; in dem Mosaik das das Märchen der Brüder darstellt, sind deutlich die Steinchen zu erkennen, die aus dem einen, und die aus dem andern Vorbilde stammen. Zu dem Schneewittchenmärchen überhaupt vgl. außer den Ausführungen bei *BP*, I, 450—462 auch die bei *Wesselski*, Versuch, 116, 134—138, 139.

Das singende, klingende Bäumchen

steht als vorletztes (15.) Stück in den Feen-Märchen von 1801, 322—348, aber dort läßt der Titel dem Leser die Wahl, ob ihm nicht Der bestrafte Übermuth besser gefällt. In seinem Exemplar der Feen-Märchen hat Jacob Grimm auf der letzten Seite angemerkt: „Eine stolze Prinzessin gedemüthigt (zum Theil unser Hurleburlebuß)“¹⁾; ebenso wurde in der Anmerkung zu dem so seltsam benannten Märchen, dem 66. Stück des Bandes von 1812, die Ähnlichkeit des Märchens der „Braunschweiger Sammlung“ festgestellt und dessen Inhalt ausführlich wiedergegeben. Für die 2. Auflage aber wurde der Hurleburlebuß als selbständiges Märchen gestrichen und nur in gekürzter Nacherzählung in dem Anmerkungsbande, der freilich erst drei Jahre später erschien, zu dem nunmehr 127. Märchen, betitelt Der Eisenofen²⁾, mitgeteilt, mit dem er nur den zweimaligen Versuch, für die gewünschte Braut eine andere zu unterschieben, gemeinsam hat; das Braunschweiger Märchen wieder wurde 1822 zu n° 88 zitiert, ebenso natürlich 1856, und so war es vermieden, daß die zwei Märchen, der Hurleburlebuß und Das singende, klingende Bäumchen, sozusagen in Einem Atem genannt worden wären.

Der Grund zu diesem seltsamen Vorgehen Wilhelm Grimms hat wohl in der Absicht gelegen, die Abhängigkeit des Hurleburlebuß von dem Singenden, klingenden Bäumchen, die der in beiden zweimal verwandte Zug von der vergeblich unter-

¹⁾ Die weiteren Bemerkungen lauten: „330 ein singendes und klingendes Bäumchen 332. Das erste, was dem König begegnet, soll des Löwen seyn. 333. Tochter einer Wäscherin soll gepuzt hingesezt werden, daß der Löwe diese hole. 337. Eine Peitsche von Schlangen, die zischen. 338. elf Kranke mit eckelhaften Wunden heilen.“

²⁾ Dieses stand ursprünglich als n° 41 in dem 2. Bande der 1. Auflage der KHM (1815), und auch dort war schon auf den Hurleburlebuß hingewiesen; das nach der jetzigen Zählung 88. Märchen, das wir sofort zu nennen haben werden, stand ursprünglich 1815 als n° 2.

schobenen Braut dartut, nicht wieder offenkundig werden zu lassen; zu diesem Zuge wurde nur der Hurliburlebuß, wo ein Fuchs hätte getauscht werden sollen, erwähnt, das Braunschweiger Märchen nur zu dem Motiv von dem Tierbräutigam, zu dem sich freilich sein Löwe besser schickte. Nur so ist auch zu erklären, daß Wilhelm die eigene Variante zu der unterschobenen Braut, die 1812 in der Anmerkung zum Hurliburlebuß ebenso gestanden hatte wie die Inhaltsangabe des Braunschweiger Märchens, nicht mehr mitgeteilt hat; da sie auch bei Volte und Polivka, wo der Hurliburlebuß abgedruckt und auch, allerdings ohne Angabe des Zusammenhanges, auf das Braunschweiger Märchen verwiesen ist (III, 40—42), nicht auff scheint, so sei sie hier als weiterer Beleg für die Nachwirkung eben dieses Braunschweiger Märchens wiedergegeben: „In einer andern mündlichen Erzählung fragt der Fuchs immer das Mädchen, das er fortträgt, wie viel Uhr es sey, die Hirtentöchter antworten, zehn Uhr, wenn ich die Heerde sonst zusammengeblasen habe, die Königstochter aber, zehn Uhr, wenn zur Tafel geblasen wird, und nun bin ich hier im Wald und habe nichts zu essen.“

Einem unangenehmen Freier ein Mädchen geringern Standes als die von ihm zur Gattin Verlangte zu unterschieben, ist wohl einst oft geübt worden und hat demnach als Gemeinschaftsmotiv bezeichnet werden können: so haben die Sakja, die Verwandten des Buddhas, dem König von Kosala, anstatt einer ihrer geschlechtsreinen Töchter, die Tochter einer Sklavin geschickt, deren Vater freilich ein Sakja war¹⁾, und nach einer persischen Tradition, die Herodot (III, c. 1) wiedergibt, hätte der ägyptische König Amasis dem Perserkönige Kambyses anstatt seiner eigenen Tochter die Tochter seines von ihm entthronten und getöteten Vorgängers zuführen lassen²⁾; viel-

¹⁾ Siehe die Gegenwartsgeschichte des 465. Dschātakas, weiter Buddhist Legends, transl. by E. W. Burlingame, 1921, II, 36 f., Éd. Chavannes, Cinq cents contes et apologues extraits du Tripitaka chinois, 1910 f., I, 202 f. und IV, 121, Hiuen Tsiang, Si-yu-ki, transl. by S. Beal, II, 20; vgl. R. Fick, Die soziale Gliederung im nordöstlichen Indien zu Buddha's Zeit, 1897, 30 f., 35 f., weiter A. Weber, Abhandl. d. Berliner Akad. d. Wiss., 1877, I, 80 f.

²⁾ Siehe Wolf My, Volksmärchen, Sage und Novelle bei Herodot, 1921, 76.

leicht darf man auch auf die Geschichten verweisen, die zu der Erklärung der *Nonae Caprotinae* erfunden worden sind¹⁾.

In Märchen ist dieses Motiv vor der Braunschweiger Sammlung noch nicht nachgewiesen worden, und so darf mit größter Wahrscheinlichkeit gesagt werden, daß deren Verfasserin das Märchen, wozu sie es einführte, um einen uralten Zug bereichert hat. Angeregt dazu aber dürfte sie durch ein Märchen von Gianfrancesco Straparola worden sein (II, n° 1), das so geht: Einen Königssohn hat, noch bevor ihn seine Mutter empfangen hat, eine Fee verwunschen, als Schwein auf die Welt zu kommen und dieser Gestalt erst durch seine dritte Gattin ledig zu werden: die erste will ihn in der Hochzeitsnacht ermorden, aber er kommt ihr zuvor, ebenso tötet er auch die zweite; für die dritte aber, die ihm zum Unterschiede von ihren Schwestern liebevoll begegnet, legt er im Brautbett die Schweinshaut ab usw. usw.²⁾. Indem die Verfasserin der Braunschweiger Sammlung in ihr Märchen, das in seinem Hauptteile letzten Endes so, wie die dieser Gruppe zugehörenden Märchen von dem Tierbräutigam, auf das Märchen *La Belle et la Bête* der Frau Leprince de Beaumont (1757) zurückgeht³⁾, zwei schuldlose Mädchen einführte, ihre Beseitigung aber nicht in so blutrünstigen und darum abstoßenden Szenen, sondern auf eine harmlosere und des Humors nicht entbehrende Weise

¹⁾ Varro, *De lingua latina*, VI, c. 18, Plutarch, *Romulus*, c. 29 und *Camillus*, c. 33, Macrobius, *Saturnalia*, I, c. 2, 36—40. Nicht hierher gehört die von Wilhelm Grimm angezogene Stelle der *Völsungasaga*, wo Alf die künftige Mutter Sigurds trotz ihrer geringern Tracht als die Herrin der andern erkennt (*Thule*, XXI, 64 f.), nicht auch die Darlegung, womit Amlethus bei Saxo Grammaticus zum Schlusse des dritten Buches erklärt, warum er von der britannischen Königin gesagt hat, sie habe sich dreimal wie eine Magd benommen (93 f.; siehe Herrmann, II, 265).

²⁾ Dieses Märchen hat die Aulnoy unter dem Titel *Le prince Marcassin* bearbeitet, nicht ohne es aber zu verschlechtern.

³⁾ Siehe *BP*, II, 241 f. Der dort mitgeteilte Auszug aus dem 7. Stück von J. G. Münchs *Mährleinbuch* von 1799 hat schon 1822 und natürlich auch 1856 in Wilhelm Grimms *Anmerkungen* zu der n° 88 der *KHM* gestanden. Zu dem Baume mit dem Stamme aus Silber, den goldenen Zweigen und den Blättern aus Edelgestein siehe W. R. Halliday, *Folklore Studies*, 1924, 85—89.

geschehen ließ, hat sie etwas Neues gegeben, und daß sie damit Erfolg gehabt, zeigt die große Zahl von Aufzeichnungen aus dem Volksmunde, in den freilich ihr Märchen richtig erst durch den auf ihm beruhenden Hurlburlebus gelangt ist, in dem die Königstochter ihren so unsympathischen Hoch- und Übermut bereits verloren hat. Zu den bei Bolte und Polívka angeführten volksmündlichen Geschichten, die auf den Hurlburlebus zurückgehen, seien aus dem deutschen Gebiete noch genannt: Fr. v. Arnim, Hundert neue Märchen im Gebirge, 1844, 99 (= W. E. Peuckert, Schlesiens deutsche Märchen, 1932, 152); L. Bechstein, Deutsches Märchenbuch, 1845, 81; W. Wisser, Plattdeutsche Volksmärchen (I), 1914, 266; G. Fr. Meyer, De golln Bagel, 1925, 30. Von fremden Erzählungen sei nur eine erwähnt, und die hat H. Neubronner van der Tuuf bei den Batak auf Sumatra aufgezeichnet: dort versucht der Vater, selbstverständlich vergebens, das Tier, dem er seine Tochter noch vor ihrer Geburt versprochen hat, durch eine wie ein Mädchen angekleidete Hündin zu betrügen¹⁾.

9

Der Popanz

steht unter der Überschrift Das Märchen vom Popanz als das 59. Stück in Büschings Sammlung, 267—286; nach der Bearbeitung von 1824 ist er bei Fr. H. von der Hagen, Erzählungen, I, 237 f. und in Kletkes Märchensaal, II, 235 f. abgedruckt. Die Bezeichnung Popanz für einen Unhold ist uns schon oben, 327 begegnet; J. G. Münch gebraucht sie, was nicht unwichtig ist, in seinem Märleinbuch, 132 und 191 für Rübezahl.

Die Grimm brachten 1812 gleich zwei Märchen, die zu diesem gestellt werden mußten: n° 29, Von dem Teufel mit drei goldenen Haaren, das ihnen im Herbst 1812, also etwa drei Viertel-

¹⁾ P. Boorhoeve, Overzicht van de volksverhalen der Bataks (Leidener Dissertation), 1927, 109, n° 79.

jahre nach dem Erscheinen von Büschings Buch, durch Amalie Hassenpflug gekommen war¹⁾), und n° 75, Vogel Phönix, das sie am 10. Februar desselben Jahres, also etwa zu der Zeit, wo Büschings Sammlung herauskam, von der (schon genannten) alten Marie gehört oder, etwa durch Dortchen Wild, die später Wilhelms Gattin werden sollte, erhalten hatten. Zu der n° 75 gaben sie keine Anmerkung; zu der n° 29 aber sagten sie: „Ein ähnliches Märchen theilt Herr Büsching in seiner Sagensammlung n° 59 mit, ebenfalls wie er versichert, aus mündlicher Überlieferung. Es leidet aber keinen Zweifel, daß es, wie es dort erscheint, vorsätzlich erweitert und vermuthlich nach einem franzöf. Buch erzählt worden. Der Pastetenbäcker, der für Deutsche nirgends eine märchenhafte Person ist, noch ganz franzöf. Wendungen in der Sprache, vor allem aber die verwickelten und angehäuften Bedingungen bei Auflösung des Zaubers, die ganz unepisch sind, machen dies klar. Was wir hier nach mündlicher Erzählung mittheilen, ist reiner, wiewohl immer noch etwas fremdartiges in dem Ganzen durchblickt.“

Büsching hat auf diese Behauptungen nicht geantwortet²⁾: er hat sie wohl selber als gewissermaßen berechtigt anerkannt, wie denn auch Wilhelm Grimm für die 2. Auflage das 75. Märchen ebenso entfernt hat, wie das andere, in dem „etwas fremdartiges“ war. Dafür erschien dort (1819), wieder als n° 29 und mit demselben Titel, ein anderer Text, der so, wie früher n° 75, mit einer Geschichte von dem Schema des vergeblich verfolgten Schicksalskinds anhub, im weitern so erzählte, wie die frühere n° 29, und einen neuen Schluß anfügte. In den Anmerkungen dazu hieß es, 1822, 59 nur noch: „In seinen Volksmärchen theilt Büsching auch eine mündliche Überlieferung mit; die Bedingungen bei der Auflösung des Zaubers sind sehr angehäuft und das Ganze scheint vorsätzlich

¹⁾ WP, I, 277; Schoof, 70.

²⁾ In seiner schon mehrmals erwähnten Rezension (des 1. Bandes) der *KHM* erwähnt er deren 29. Stück überhaupt nicht, und zu der n° 75 (Vogel Phönix) begnügt er sich zu sagen: „erinnert wieder, beim Schluß, an das Märchen vom Popanz in Büschings Volksagen. Auch ist, gar wunderbar, der Vogel Phönix ein Menschenfresser.“

und nach französischer Weise erweitert“, und das ist dann auch 1856, 57 so stehen geblieben.

Samt alldem bleibt aber Büschings Darstellung die erste dieser Art, die aus dem deutschen Volksmunde und damit aus dem Munde irgendeines andern Volkes aufgezeichnet worden ist; ist sie aber überhaupt die erste deutsche Darstellung einer Geschichte mit dem Motive von dem Zwange, von einem daimonischen Wesen Haare oder Federn o. dgl. zu beschaffen, und mit dem Motive von der Nutznießung dieses Zwanges durch Mitgabe von Fragen, die dieses daimonische Wesen beantworten soll? Nun, Vorstufen dazu gibt es: in einem Dschataka, einer der Geschichten, die von den frühern Existenzen des Buddhas berichten — es ist das 257. —, wird ein Mann wegen angeblicher Missetaten zu dem Könige geführt, und auf dem Wege dahin vertrauen ihm allerlei Wesen die Fragen an, die sie gern von dem Könige beantwortet hätten¹⁾, und in einem Märlein des persischen Papageienbuches schickt ein König einen Beamten zu einem Greise, dem er eine Frage vorlegen soll, von dem dann aber auch ein Freund dieses Beamten Antwort auf zwei Fragen erbittet²⁾; erst in einem Märchen Basiles (IV, n° 8) muß ein Mädchen, um ihre in Tauben verwandelten sieben Brüder zu erlösen, zu einem Wesen höherer als menschlicher Gattung pilgern und bekommt auf ihrem Wege zu der Mutter Zeit Fragen mit, die diese beantworten soll, aber zu einer Erklärung des Büschingschen und der drei Grimmschen Märchen nützt uns auch diese Erzählung nichts: auch wenn man sich mit den Hauptzügen begnügen will, so fehlen noch immer die Federn oder Haare, die ausgerissen werden müssen, und für zwei Fassungen der Grimm auch noch die Geschichte von dem verfolgten Kinde.

¹⁾ S. Dutoit, *Jātakam*, 1908 f., II, 340—355; S. J. Meyer, *Kāvyaśamgraha*, 1903, 46—53; E. Lüders, *Buddhistische Märchen*, 1921, 76—88; Th. Benfey, *Pantschatantra*, 1859, I, 394—397; W. v. Schiefner-W. R. S. Ralston, *Tibetan Tales*, 1906, 29—36; Wolfr. Eberhard, *Typen chinesischer Volksmärchen*, 1937 (= FF Comm., n° 120), 183 und 185.

²⁾ W. Pertsch, *Über Nachschabi's Papageienbuch* in der Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft, XXI (1867), 547 und G. Rosen, *Tuti-Nameh*, 1858, II, 279—282.

Nun hat schon 1919 Václav Lille in einem Aufsätze, betitelt Das Märchen von dem Schicksalskind, auf ein tschechisches Volksbuch hingewiesen, das nach seiner Angabe nur in einem Neudruck, erschienen 1876 in Skalitz in der Slowakei, erhalten gewesen wäre, und von ihm, ohne über sein Alter eine Vermutung auszusprechen, einen kurzen Auszug gegeben¹⁾; zwei Jahre später hat er in seinem Verzeichnis der böhmischen Märchen dieses Volksbuch als im Jahre 1794 in Prag erschienen genannt, den Auszug aber wieder nach dem Skalitzer Druck hergestellt²⁾, und erst für den dritten Auszug, den er 1929 in dem ersten Bande seines *Soupis českých pohádek* oder Verzeichnis der tschechischen Märchen³⁾ in einem Umfange von nicht weniger als sechsundeinhalb Gr.=8°-Seiten gab, hat er, wenn schon nicht die wieder als erste zitierte Ausgabe von 1794, so doch die 2. Auflage von 1804 benützt. Wer aber an das Lesen dieser Auszüge in der Hoffnung ginge, sich an einer volkstümlichen Behandlung eines volkstümlichen Stoffes erfreuen zu dürfen, würde arg enttäuscht sein: das Volksbuch erweist sich als eine Art märchenhaften Romans, in dem es von Zauberern nur so wimmelt, und ist schon die Handlung in Büschings Märchen verwickelt, so ist sie hier kaum noch zu übersehen. Da weiter auch die letzte und ausführlichste Inhaltsangabe unsern besondern Zwecken nicht gerecht wird, so haben wir selbst eine hergestellt, und zwar nach dieser ersten Ausgabe, deren Titel so ist:

Rybcol na Krkonoských horách. Nebo: Zaklený a vysvobozený Princ. Stará smyšlená hystorie. Kramérusovým nákladem. V Praze, 1794. 8°, 128 S.⁴⁾

Bei unserm Auszug beschränken wir uns auf das Aller-

1) Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, XXIX, 36—37.

2) FF Comm., n° 34, 333—336.

3) Rozpravy České Akademie věd a umění, tř. III, č. 66, 153—160.

4) Eher als eine Bearbeitung, denn als eine Übersetzung ist folgender Druck anzusprechen: *Der Riebenzahl im Riesengebirge. Ein abentheuerliches Märchen der Vorzeit.* Prag. 1796. bei Johann Stiaßny und in Kommission bei Karl Barth. Kl. 8°, 2 Bl. (Titelkupfer und gestochenes Titelblatt), 251 S. und 2 Bl. Anzeigen.

notwendigste, wobei wir allerdings bei der Jugendgeschichte des daimonischen Weisen einigermaßen länger verweilen, als es der eigentliche Zweck erheischen würde.

Aus der Ehe einer sächsischen Grafentochter mit einem böhmischen Fürsten ist ein Knabe entsprungen, Holdkron mit Namen. Als er fünf Jahre alt ist, träumt seiner Mutter, er habe ein Bauernmädchen geheiratet, und aus Angst, der Traum könnte sich erfüllen, läßt sie die Zauberin Medulina kommen. Auf ihren Wunsch erklärt sich diese bereit, zu bewirken, daß der Knabe das Aussehen eines Fünfjährigen weiterhin behalte, an Verstand jedoch zunehme und dem Volke Gutes tue; als Zeichen seiner hohen Abkunft und zum Unterschiede von den andern Kindern sollen ihm auf dem Kopfe goldene Federn wachsen. Tatsächlich hat der Knabe, der mit seiner Amme auf Arkohrádek lebt, noch an demselben Abend die goldenen Federn. Von nun an kann niemand mehr die Burg verlassen; betritt ein Diener mit dieser Absicht die Brücke, so fällt er ins Wasser und wird ein Fisch. In dem Alter von zwölf Jahren geht Holdkron einmal dem Kellermeister nach, verirrt sich aber im Keller und fällt in eine Grube; zwei Männer ziehen ihn heraus und bringen ihn in einen großen Raum, wo um ein Feuer zwanzig Zauberer sitzen, allesamt Feinde Medulinas. Diese begrüßen ihn und versprechen ihm, ihn zu lehren, wie er den Armen im Gebirge werde helfen können; überdies geben sie ihm einen Trank, womit er sich verwandeln oder unsichtbar machen kann, und eine Rute, die alle Schlösser öffnet. Nach drei Jahren hat Holdkron ausgelernt, und nun geht er daran, Kranke zu heilen; die Leute aber verlachen ihn ob seines Aussehens, und das rächt Holdkron grausam. Damals sind Steuereinnehmer dabei, rückständige Abgaben einzutreiben, und weil sie stets zuviel verlangen, nennt sie das Volk „Uiberzoller“; da sie aber auch auf ihn erbost sind, geben sie auch ihm diesen Namen, und daraus ist dann Ubrcol, später Kybrcol und zum Schlusse sogar Kywacol geworden. Darüber gerät er in Wut; die Zauberer aber halten ihm vor, daß er selber schuld daran sei, daß er diesen Spitznamen bekommen hat, und auf ihren Rat hält er sich nun ein Jahr zu Hause. Sodann begibt er sich in fremde Gegenden, gewinnt dort durch seine Mildtätigkeit

hohes Lob¹⁾, und nun nennen ihn dort alle Zlatohlawec oder Goldkopf²⁾).

Das alles erfahren wir erst etwa in der Mitte des Volksbuches, als es auch dessen erster Held erfährt; der Anfang aber erzählt, wie einem armen Bauer ein Söhnchen geboren wird, wie diesem zwei Zauberer Gevatter stehen und wie einer von ihnen sagt, der Knabe werde dereinst die Tochter eines reichen Kaufmanns, die zu derselben Zeit auf die Welt gekommen sei, zur Frau erhalten, wie davon dieser Kaufmann vernimmt, der in einem andern Lande lebt, wie er hinreist und die Bauernleute durch Versprechungen dazu bringt, ihm das nun neun Wochen alte Knäblein mitzugeben, wie er es in einer Truhe in einen Fluß wirft, wie die Truhe zu einer Mühle treibt, wie deren Werk stehen bleibt, wie der Müller das Kind, das er rettet, aufzuziehen beschließt und es Rudolf nennt, wie der Kaufmann hört, der ihm verheißene Eidam lebe dort und dort als Mühlbursch, wie er hinfährt und den Müller bittet, den Jüngling zu sich nach Hause um Geld schicken zu dürfen, wie er ihm einen Brief mitgibt, der besagt, die Frau solle ihn sofort umbringen lassen, wie ihm ein Greis, der einer seiner Gevatter ist, den Brief gegen einen andern vertauscht, wie die Frau nach diesem Briefe handelt, der ihr aufträgt, ihn sofort mit der Tochter zu verheiraten, wie der Kaufmann, als er heimkommt, dem jungen Manne sagt, er müsse sich seine Liebe, seine Tochter und seinen Reichtum erst verdienen, wie Rudolf zustimmt und ihm nun befohlen wird, ins Riesengebirge zu ziehen, wo der verzauberte Fürst Rybrcol lebe, der wie ein fünfjähriges Kind im Hemdchen gehe und anstatt der Kopfhaare goldene Federn habe, und drei davon mitzubringen, und wie sich Rudolf auf den Weg macht.

Wir stellen fest, daß diese Einleitung des tschechischen Volksbuches durchaus mit der Einleitung des Märchens stimmt, das die Brüder Grimm 1812 als n^o 75 brachten, aber auch

¹⁾ Auf diesem Teile des Volksbuches beruht in Wolfgang Adolph Gerles Volksmärchen der Böhmen (1819) die Einleitung zu den Rubezahl-Geschichten, II, 3—38.

²⁾ Tatsächlich sind Zlatohlawec, Rybrcol und Rybrcol (c wird wie unser z gesprochen, z wie unser s) tschechische Namen für Rubezahl.

mit der des andern Märchens, das Wilhelm 1819 als 29. eingeführt hat und das noch immer diese Zahl trägt, und daß der Findling in dem ältern Märchen ebenfalls drei Federn holen soll, freilich von dem Vogel Phönix, während es in dem jüngern drei goldene Haare des Teufels geworden sind.

Auf seiner Wanderung kommt Rudolf zu einem Flusse, an dessen andern Ufer eine schöne Stadt liegt; ein in Felle gehüllter Greis bietet sich an, ihn hinüberzuschaffen, wenn er Rybrcol fragen wolle, wie er, der vor mehr als dreihundert Jahren verwunschen worden sei, dort als Gespenst umzugehen, erlöst werden könnte; Rudolf verspricht das: der Greis nimmt ihn in die Arme und fliegt mit ihm über den Fluß. In der Stadt wird er zum Könige geführt, und der bittet ihn, Rybrcol zu fragen, wie seine von Geburt aus kranke Tochter geheilt werden könnte. In einer andern Stadt bittet ihn der König, Rybrcol zu fragen, was zu tun wäre, auf daß ein Heilbrunnen, der schon seit zehn Jahren versiegt sei, wieder Wasser bekäme. Nach zwei Monaten gelangt Rudolf nach Prag, man führt ihn auf die Burg, und der König bittet ihn, Rybrcol zu fragen, warum ein Baum in seinem Garten, dessen Früchte allerlei Krankheiten geheilt hätten, verdorre.

In der heutigen Fassung des 29. der KHM soll der Findling Antworten bringen auf die Fragen, warum der Marktbrunnen in der einen Stadt versiegt ist, warum in der andern Stadt ein Baum, der früher goldene Äpfel getragen hat, jetzt nicht einmal mehr Blätter treibt, und warum ein Fährmann nie abgelöst wird; in der Fassung, die in der 1. Auflage als n° 29 gestanden hat, sollte der Jüngling auf seinem Rückwege eine kranke Prinzessin gesund machen, dann, als er das getan hatte, weiter sagen, warum ein Marktbrunnen vertrocknet war, zweitens sollte er sagen, warum ein Feigenbaum welkte und keine Früchte mehr trug, und drittens einem Fährmann mitteilen, wie er seine Ablösung betreiben könne.

Man sieht, zwischen den zwei Fassungen des Grimmschen Märchen n° 29 und dem Volksbuch bestehen enge Verbindungen: in dem Volksbuch freilich ist die Art und Weise, wie dem, der dort den Fergen vertritt, zu helfen ist, ganz anders — er ist auf einmal trotz seiner schon mehr als drei Jahrhunderte

währenden Verzauberung Medulinas Sohn, und er muß, um erlöst zu werden, u. a. einer alten Liebe entsagen —, aber die franke Prinzessin kehrt in dem ältern Grimmschen Texte wieder, Fährmann, Obstbaum und Brunnen in beiden; überdies erhält der Findling im Volksbuch für seine Bemühungen um den Baum von dem Prager Könige fünftausend Soldaten auf zwei Monate geborgt, für seine Mitwirkung bei der Wiederherstellung des Brunnens von dem Könige dieser Stadt ebenso viel Soldaten auf dieselbe Zeit, und in der ältern Fassung der Grimm fordert und bekommt er für den Rat wegen des Brunnens ein Regiment Kavallerie, für den Rat bei dem Baume ein Regiment Infanterie; die Heilung der Prinzessin trägt ihm dort vier mit Gold beladene Wagen ein, während er in dem Volksbuch Riesenschätze gewinnt, indem ihm die drei Federn, die er Rybrcol ausgerissen hat, Felsen öffnen.

Die drei Federn freilich reißt Rudolf dem Fürsten Holdkron oder Rybrcol, obwohl er vorher schon als dessen Freund gehandelt hat und dies auch weiter tun wird, selber aus, während dies in den zwei Fassungen des 29. Grimmschen Märchens die Frau des Teufels und in der n^o 75 der 1. Auflage bei dem Phönix ein weißes Mamsellchen besorgt; das aber ist in dem, was den drei Märchen der Grimm und dem Volksbuch gemeinsam ist, die einzige Abweichung, abgesehen natürlich von der im Volksbuch selbstverständlich ganz anders lautenden Beantwortung der Frage des Gespenstes, das dort eine ähnliche Rolle spielt, wie sonst der Fährmann. Es kann also die Wahrscheinlichkeit, daß die Überlieferungen, auf denen die Grimmschen Märchen letzten Endes beruhen, etwa dasselbe erzählt haben werden, wie die entsprechenden Teile des Volksbuches, keineswegs geleugnet werden.

Nun finden sich in dem Volksbuch tschechische Bezeichnungen nur für Ortsdaten wie Kolessec, Arkohrádek, Praha usw.; von den Personen aber, die auftreten, hat keine einzige einen tschechischen Namen: Medulina, Papilena, Darentyna, Trabison, Bucefanalus, Badigán (Badian?), nicht zu vergessen der zwei Helden, von denen der eine wohl von allem Anfang an Rudolf geheißen hat, während Holdkron sicherlich aus Goldenkron entstanden ist, das trefflich zu dem Platohlawec

oder Goldkopf stimmt. Nimmt man noch dazu, daß zum Schlusse Rudolfs Schwäher, jener Kaufmann nämlich, der ihm dreimal den Tod zgedacht hat, in der Stadt, wo er lebt, Purkmistr, d. i. Bürgermeister, ist, so darf wohl nicht bezweifelt werden, daß das tschechische Volksbuch die Bearbeitung eines deutschen Erzeugnisses ist, was denn auch Artur M. Zuma-Patry als sicher annimmt¹⁾. In diesem mag denn auch die Erlösung des Fergen noch auf dieselbe Weise geschehen sein, wie in den zwei Märchen, die die Brüder Grimm als n° 29 gebracht haben, nämlich durch eine erzwungene Ablösung.

Und Büschings Fassung? Nun, die hat wohl entweder er selber oder, wenn er einen Gewährsmann gehabt hat, dieser erfunden, selbstverständlich unter Anlehnung an das Schema einer Erzählung, die schon das Motiv von dem Auftrage, einem dämonischen Wesen Haare oder Federn auszureißen, mit dem Motive der dem Beauftragten mitgegebenen Fragen verquickt gehabt hat; dieses Muster könnte schließlich, schon wegen der Federn, dem tschechischen Volksbuch nahe gestanden haben, und vielleicht ist es Büsching darum zu tun gewesen, seine Verwicklungen noch zu überbieten. Ist das seine Absicht gewesen, so ist ihm ihre Durchführung durchaus gelungen.

10

Die drei Gürtel

Dieses Märchen, das 6. der Braunschweiger Sammlung (122—150), darf als eines ihrer besten Stücke gelten: die einzelnen Motive sind ja allesamt alt, aber die Verbindung zu einem in sich geschlossenen Ganzen war damals durchaus neu, und hätte die Verfasserin auf die Einführung des Feengeschenk's der drei Gürtel verzichtet, was ohne Schaden für die sonstige Handlung leicht möglich gewesen wäre, so könnte ihre Erzählung in motivischer Hinsicht als ein Mustermärchen gelten; ein solches ist sie übrigens, in anderm Sinne, auch so geworden.

¹⁾ Báj e Rybrcoulovi ve svém historickém vývoji a ve svět le pravdy, 1931, 115 f.

Letzten Endes auf ihr beruht ja schon, in seinem Schlußteile, das Märchen Prinz Schwan, das in den *AM* von 1812 als n° 59 gestanden hat, und gewissermaßen haben das auch die Grimm anerkannt, indem sie ihre Anmerkung dazu mit den Worten begannen: „Ähnlich damit das Märchen von den drei Gürteln in der Braunsch. Samml.“ und dessen Inhalt ausführlich nacherzählten, womit die Anmerkung auch schon abgeschlossen war. Für die 2. Auflage wurde der Prinz Schwan aus dem Textteil der Märchen entfernt, aber 1822 eine kurze Inhaltsangabe in die Anmerkung zu dem nun 127. Märchen, dem Eisenofen (siehe o. 348), dem er in dem Schlusse nahe steht, aufgenommen; merkwürdigerweise aber ist dort die Nacherzählung der Drei Gürtel gestrichen, ja sie sind nicht einmal erwähnt, für sie jedoch der Hurlburlebus eingesetzt worden, dessen Quelle, wieder die Braunschweiger Feen-Mährchen, wie wir gesehen haben, ebenso verschwiegen worden ist, und das ist, auch was die Drei Gürtel betrifft, auch 1856 so geblieben; die Drei Gürtel aber sind zum Unterschiede von dem Singenden, Klingenden Bäumchen, auf das der Hurlburlebus zurückgeht, auch bei Bolte und Polivka, wo der König Schwan nach dem Wortlaut von 1812 abgedruckt worden ist (III, 37 f.), nicht erwähnt worden.

Nun zu den einzelnen Motiven.

Daß der Held oder die Heldin eines Märchens oder eines Märleins durch ein überirdisches Wesen, das ihm oder ihr zu diesem Behufe in einer nicht gerade liebenswürdigen Gestalt entgegentritt, auf den Charakter geprüft wird, wie es mit Jason durch Hera geschieht, ist, obwohl es das Zeug zu einem Allermotiv hätte, doch keineswegs häufig: beispielsweise sei auf die entsprechenden Stellen in dem dem Grafen de Caylus zugeschriebenen Märchen *La princesse Minon-Minette et le prince Souci* (CdF, XXIV, 249 f.) und dem in seinem Beginne von diesem beeinflussten 179. Stücke der *AM* verwiesen, das in seiner ursprünglichen Gestalt auch bei Joh. Matth. Firmenich, *Germaniens Völkerstimmen*, 1843 f., II, 789 f., abgedruckt ist.

Die Drei Gürtel vertreten hier die mannigfachen Gegenstände, die zumeist der eine Gatte dem andern übergibt, auf

daß sich dieser durch ihre Unveränderlichkeit von der Unwandelbarkeit seiner Treue überzeuge¹⁾. Nicht volkstümlich ist in unserm Falle, daß die als Zeugen für die Treue oder Untreue des Abwesenden zu verwendenden Gegenstände zu diesem in keiner Beziehung stehen oder gestanden haben.

Daß die Realität eines Traumes oder dgl. durch das wirkliche Vorhandensein eines Dinges, das in diesem Traume eine Rolle gespielt hat, bewährt wird, ist ein oft vorkommendes Motiv, das sogar in die fromme Literatur eingedrungen ist: in der aus Zypern stammenden Erweiterung ihrer Legende findet die hl. Katerina nach ihrem Erwachen aus einer Vision an ihrer Hand den Ring, den ihr in der Vision Christus bei seiner Vermählung mit ihr angesteckt hat²⁾. Der Dichtung von der himmlischen Liebe entsprechen weiter drinnen im Morgenlande solche der irdischen: so in dem Kathāsaritsāgara von Somadeva³⁾, in einer Geschichte der Tausendundeiner Nacht⁴⁾, in einer literarischen persischen Erzählung⁵⁾ und einer volkstümlichen bengalischen Geschichte⁶⁾. Hierher gehört weiter eine Episode eines irischen Märleins⁷⁾, aber auch eine solche in einer volksmündlichen Aufzeichnung, die Bolte aus dem handschriftlichen Nachlaß der Brüder Grimm veröffentlicht hat⁸⁾; übrigens

¹⁾ Siehe WP, I, 3, 546, III, 530 f., Chauvin, VII, 167 f., Cosquin, Études, 469 f.

²⁾ Siehe Herm. Knust, Geschichte der Legenden der hl. Katharina von Alexandrien und der hl. Maria Aegyptiaca, 1860, 54, 60, 78 usw., Alf. Hilka in dem Archiv für das Studium der neueren Sprachen, CXL, 173 f. und in der Zeitschrift für romanische Philologie, XLVI 151 f. und seine Ausgabe des Viaticum narrationum des Hermannus Bononiensis, 1935, 51, aber auch schon Afr. Maury, Croyances et légendes du Moyen âge, 1896, 181 f.

³⁾ Transl. by C. H. Tawney, 1880 f., II, 209.

⁴⁾ Henning, V, 147, 150 f., Littmann, II, 426 f., 432 f.; siehe Chauvin, V, 205 f.

⁵⁾ Contes persans, traduits par Aug. Bricteux, 1910, 503 f.

⁶⁾ Bradley-Birt, a. a. O., 79 f.

⁷⁾ L. Crofton Croker, Fairy Legends and Traditions of the South of Ireland (1825), 1834, 334 f. (= W. B. Yeats, Fairy and Folk Tales of the Irish Peasantry, 1888, 261); in den Irischen Feenmärchen der Brüder Grimm ist diese Erzählung nicht übertragen.

⁸⁾ WP, II, 544.

hat das Motiv auch Wieland in dem Märchen von dem Stein der Weisen verwandt (siehe oben 230).

Zu den Geschenken von Wind, Mond und Sonne (im Prinzen Schwan von Sonne, Mond und Stern) ist vor allem auf eine den Brüdern Grimm zugegangene Überlieferung zu verweisen, die, von Wilhelm für Clemens Brentano abgeschrieben, auf demselben Doppelblatte steht, das sonst nur die ebenfalls von Wilhelm stammende Abschrift des Prinzen Schwan enthält¹⁾: hier sind die Schenkenden die Sterne, die Sonne und der Wind; Wind, Mond und Sonne finden sich augenscheinlich nur noch bei Wilh. Wisser, Plattdeutsche Volksmärchen (I), 1914, 269 f., aber in der umgekehrten Reihenfolge.

Eine Nuß mit wunderbarem Inhalt ist uns schon (siehe oben, 317) um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts bei Antonfrancesco Doni begegnet, und wir haben auch gesehen, daß bei der weitem Entwicklung des von ihm in die Literatur eingeführten Stoffes, den unser Märchen von der Padda behandelt, anstatt der Nuß oder der Nüsse auch andere Schalenfrüchte Verwendung gefunden haben. Als Behälter für Kostbarkeiten, die einer Verlassenen den Geliebten zurückgewinnen helfen sollen, finden sich Nuß, Kastanie und Haselnuß bei Basile, in der *Ntroduzzione* oder der ersten Hälfte der Rahmen-erzählung, aber da benutzt die Heldin diese Geschenke dreier Feen nur, um mit dem Manne, den sie ins Leben zurückgeweint hat, in Verbindung zu kommen²⁾; in dieselbe Kerbe aber schlägt auch ein andres Märchen Basiles (V, n° 3), dessen Heldin ähnliche Kostbarkeiten, wie sie die andere in den Schalenfrüchten findet, durch das Hersagen von drei Sprüchen gewinnt, die sie von einer alten Frau erhalten hat: sie tritt sie der Entführerin ihres Gatten nur gegen die Bewilligung ab, drei Nächte in seinem Schlafgemach verbringen zu dürfen³⁾.

¹⁾ Leffß, 65 und 163.

²⁾ Brentano hat diese Rahmen-erzählung als Das Märchen von den Märchen oder Liebseelchen bearbeitet (XII, I, 1 f.).

³⁾ Dieses Märchen ist in seinem ersten, uns hier nichts angehenden Teil von Brentano (XII, I, 313 f.: Das Märchen von Komanditschen; unvollendet) und von A. v. Sternberg (Braune Märchen [1850], 1919, 17 f.: Der gläserne Löffel) bearbeitet worden; weitere Nach-

Hier dürfte die Verfasserin der Braunschweiger Feenmärchen angeknüpft haben, und ihr eigen scheint auch der Zug zu sein, daß die Gattin von ihrer Nebenbuhlerin die Brautnacht und die zwei folgenden Nächte verlangt; im Prinzen Schwan und im Eisenofen ist dieses so kühn, aber keineswegs schamlos anmutende Verlangen schon wieder auf die alte Form zurückgeführt, und ebenso finden diese zwei Märchen ihr Auslangen mit dem alten Mittel des Schlaftrunks für den auch dort schon einmal Vermählten, das die Bemühungen der alten Braut zunichte machen soll¹⁾.

Über das ursprünglich obszöne Gleichnis von dem neuen Schlüssel, der zugunsten des wiedergefundenen alten verworfen werden muß, habe ich (Versuch, 123 f.) gehandelt und dort auch festgestellt, daß es in seiner richtigen Form, wo es eine Frau ist, die es anwendet, um sich gegen einen neuen Gatten zugunsten des alten zu verwahren, viel seltener vorkommt als in dem Munde eines Mannes²⁾.

weise geben *WP*, IV, 250, n. und *P.* Kretschmer, Neugriechische Märchen, 1917, 338 zu n° 53. Die Anregung zu seinem zweiten Teil, der von der Wiedergewinnung des Gatten handelt, den sich übrigens im ersten Teile die Heldin selber aus Mandeln, Zucker usw. zusammengeknetet hat, könnte Basile von der 4. Novelle der 3. Nacht in Straparolas *Piacevoli notti* erhalten haben, in deren Schlußteil die Tochter des Königs von Polonia ihren Gatten Fortunio zurückgewinnt, indem ihn ihr die Sirene, die ihn entführt hat, für drei herrliche Äpfel, einen erzenen, einen silbernen und einen goldenen, zuerst bis zur Brust, dann bis zu den Knien und schließlich in seiner ganzen Gestalt zeigt; auf diesem Märchen Straparolas beruht das Fortunio betitelte Märchen der zuerst 1701 erschienenen *Illustres Fées* (CdF, V, 55 f.), weiter ein Märchen der erstmalig 1732 herausgekommenen *Sultanes de Gouzerate* von Th.-S. Gueulette (CdF, XXIII, 404 f., in der deutschen Übersetzung, *Träume wachender Menschen oder Hindustanische Erzählungen*, 1768, II, 239 f.) und schließlich das 181. der *RHM*.

¹⁾ Siehe *WP*, II, 51, 246 ff., 273, 517 f.

²⁾ Für die richtige Verwendung des Gleichnisses seien noch als Belege angeführt *G. Schambach-W. Müller*, Niedersächsische Sagen und Märchen, 1855, 256 und *Gian Bundi*, Märchen aus dem Bündnerland, 1935, 64; vgl. weiter das *Deutsche Wörterbuch*, IX, 770, 779 und *K. Simrock*, Handbuch der Deutschen Mythologie³, 1869, 293.

Das Motiv von dem Liebhaber, der sich in der Nacht, die ihm die Erfüllung seiner Wünsche bringen soll, mit dem fortwährenden Schließen einer sich immer wieder öffnenden Tür beschäftigen muß — die Verfasserin der Drei Gürtel spricht ungeschickterweise von drei Türen —, findet sich zuerst, in Verbindung mit noch zwei andern Listen dieser Art, in dem komischen Epos *Il Mambriano* von Francesco Bello (erster Druck Ferrara, 1509), C. XXII, st. 60—62, dann aber auch bei Basile, III, n° 9¹⁾; in den *Aventures d'Abdalla fils d'Hanif*, die der Abbé Bignon unter dem Namen M. de Sandisson 1712 veröffentlicht hat, handelt es sich um ein Fenster, das geschlossen werden muß²⁾.

II—13

Das kranke Kind

Nach Schummels *Kinderspielen und Gesprächen*, III, 1778, 1—46.

Ein Jahr, bevor dieser dritte und letzte Band von Schummels Buch herauskam, ist der erste Band einer von Fr. A. El. Werthes besorgten deutschen Übersetzung von Carlo Gozzis *Theatralischen Werken* erschienen, der, entsprechend dem Tomo I. der *Opere del Co(n)te Carlo Gozzi* (1772), fünf von dessen *Fiabe* enthielt; zwei davon hat Schummel die zwei Knaben nach erzählen lassen, die zu ihrem kranken Freunde auf Besuch gekommen sind, nämlich den König Hirsch (*Il re cervo*; Werthes, 353—477) und den Raben (*Il corvo*; Werthes, 51—193). Bei einem Vergleiche der zwei Texte, des von Werthes und des von Schummel, kann man feststellen, daß Schummels Leistung in jeder Beziehung ausgezeichnet ist: die Zwischenreden der andern Knaben stören den Erzähler nicht, sondern sie helfen ihm, sie erleichtern ihm die Wiedergabe des Hergangs,

¹⁾ Gius. Rua, *Novelle del „Mambriano“*, 1888, 85, 98 f., nach dem *Mambriano* bei Celio Malespini, *Ducento Novelle*, 1609, II, 13 b (Nov. 4); siehe *WP*, II, 231, n., IV, 228, n.

²⁾ *CdF*, XIII, 264 f. Siehe weiter *WP*, II, 517 f.

die um so schwieriger ist, als Schummel das bequeme Auskunftsmitglied, Szene um Szene, soweit er sie übernimmt — die Nebenhandlungen hat er klugerweise gestrichen —, ausziehen zu lassen, verschmäht hat. Bei Gozzi erfährt man, wie es im Drama unumgänglich ist, oft Dinge, die früher vor sich gegangen sind, später als die, die sich aus ihnen entwickelt haben; die Knaben aber erzählen nicht zuerst das Ereignis und dann die Gründe, sondern sie stellen die Gründe oder Anlässe voran: sie haben ja die Dramen nicht als Zuschauer, sondern als Leser erlebt, und dieses Erlebnis, das natürlich anders ist als das, das ihnen durch das Theater geworden wäre, geben sie als Geschichten so wieder, wie es tatsächlich, sagen wir, etwa vierzehnjährige Kinder tun würden, hätten sie auftragsgemäß und nach einer zur Vorbereitung genügenden Zeit den Verlauf zu erzählen. Hier hat auch Richard Benz keinen Tadel vorzubringen; hingegen nennt er schon den Dialog der Einleitung „lebendig“, die Geschichten findet er „so vortrefflich erzählt, daß man ordentlich die gespannte Aufmerksamkeit der Lauschenden und die sachliche Eindringlichkeit des Erzählers in Blick und Gebärde wahrzunehmen meint“, und er erkennt hier schließlich „die ernsthaftere deutsche Auffassung des Märchens“.

Eine Vergleichung der Nacherzählungen und der Vorlagen erübrigt sich mit Ausnahme der Zitate. Das mit dem Rabenschrei beginnende „dumme Zeug“, an dem der arme Peter viele Stunden hat lernen müssen, ehe er es behalten hat, entspricht durchaus dem Wortlaute bei Werthes, wo übrigens schon das *riogna* des italienischen Textes in das der Aussprache angepaßte *rionja* geändert ist. Anton aber, der seine Verse allesamt weiß, hat wohl absichtlich geändert: das Ungeheuer läßt er den Fluch nicht beginnen: „Beim Pluto, findst du nicht ein Weib“, sondern: „Beim Himmel“¹⁾, und das mag als Verbesserung gelten können; keine Verbesserung aber bedeutet sicherlich die Abweichung von der Übersetzung bei dem

¹⁾ Gozzi beginnt: *Se non ritrovi femmina che sia . . .*, aber die Anrufung *Plutos* findet sich in dem vorletzten Verse; Grillparzer hat sie in seiner Fragment gebliebenen Übersetzung des *Corvo* gestrichen.

ersten Verse der zweiten Taube, der bei Werthes lautet: „Dein Roß fühlt kaum den König auf dem Rücken . . .“), in: „Dein Pferd trägt kaum . . .“¹⁾.

In dem zum ersten Male am 25. Jänner 1762 in Venedig aufgeführten *Re cervo* oder König Hirsch²⁾ hat Gozzi zwei Erzählungen des *Peregrinaggio di tre giovani figliuoli del re di Serendippo*, per opra di M. Christoforo Armeno della Persiana nell'Italiana lingua trapportato, Venezia, 1557, 54 a—61 a und 23 b—30 a benutzt; der Armenier wieder hat beide den Haß bihißt, verfaßt im Jahre 1302 von dem persischen Dichter Emir Rhusrau, entnommen³⁾.

Über die Quelle der andern Fiaba, nämlich des *Corvo* oder Raben, in Venedig zum ersten Male aufgeführt am 24. Oktober 1761, vorher aber schon von derselben Truppe in Mailand, sagt Gozzi (*Opere*, I, 118): *Tal fola si narra a'fanciulli ed io ho tratto l'argomento di questa da un libro Napolitano, intitolato: Lo cunto delle cunte: trattenemiento per le piccierille*⁴⁾; Gozzi aber fährt fort: . . . ma chi leggerà la Fola de Corvo in quel libro, e vorrà confron-

¹⁾ Bei Gozzi heißt es: *Del caval, che ha in potere, appena suo fratello, Salirà sopr'al dorso, sarà morto da quello.*

²⁾ Über das Datum siehe E. Masis Vorrede zu seiner Ausgabe der *Fiabe*, 1884, I, XCV—XCVII.

³⁾ Siehe A. Wesselski in der Zeitschrift *Der Islam*, XXII, 107—112. Zu der ersten, die von Gueulette für seine *Mille et un quart d'heures* (1715), 1753, II, 348—358 (= CdF, XXI, 496—516) bearbeitet worden ist, vgl. die Nachweise Voltes in der von ihm und H. Fischer herausgegebenen alten deutschen Übersetzung des *Peregrinaggio* (Bibliothek des litterarischen Vereins, n° 208), 216 und R. Fick's und A. Hilka's in ihrer Ausgabe der von Th. Benfey hinterlassenen Übertragung desselben Buches (= FF Comm., n° 98), 124, zu der zweiten Fischer-Volte, 208 f. und M. Bloomfield, *The Life and Stories of the Jaina Saviour Pārçvanātha*, 1919, 74 f. samt dem dort zitierten Aufsatz Bloomfield's, der mir leider nicht zugänglich gewesen ist.

⁴⁾ Aus dieser Titelangabe, die mit keiner der bis jetzt bekannten durchaus übereinstimmt, ergibt sich mit hoher Wahrscheinlichkeit, daß Gozzi eine der von Mechele Loise Nutio in Neapel 1697, 1714 und 1717 gedruckten Ausgaben benutzt hat, wo, wenn schon nicht *piccierille*, so doch *piccerille*, und wenn schon nicht *delle cunte*, so doch *de li cunte* steht (Venzer, II, 189—191).

tarla colla mia rappresentazione, vorrà far cosa assolutamente impossibile, und in einem folgenden Satze, der nicht nur an den Raben, sondern auch an seine andern Fiabe anknüpft, sagt er noch: nelle quali ho voluto conservare il solo titolo, e alcune circostanze note delle medesime. Nun hat ja Gozzi an dem Märchen Basiles — es ist das 9. des 4. Tages — einiges geändert, aber den jagdliebenden König Milluccio, den Raben, dessen rotes Blut auf den weißen Marmor fließt, die Seefahrt seines Bruders Jennariello, die Entführung der Zaubererstochter, den Kauf von Falke und Pferd, die Prophezeihungen der Tauben, die Tötung des Falken und des Pferdes, den Kampf mit den Drachen, der allerdings in dem Schlafzimmer des jungen Paares vor sich geht, die Verurteilung des treuen Bruders und sein Stückweise-zu-Stein-Werden hat schon der Neapolitaner; dieser erzählt des weitern, wie dem König ein ehrwürdiger Greis sagt, er könne seinen Bruder wiederbeleben, wenn er ihn mit dem Blute der zwei Kinder bestreiche, die ihm die Königin inzwischen geboren hat: das tut denn der König, und auch der Erfolg stellt sich ein; als aber die Königin die Knäblein im Sarge sieht, will sie aus dem Fenster springen, da erscheint der Zauberer, und der bringt alles wieder in Ordnung. Daß diesen Schluß Gozzi, der ja ein Drama schrieb, nicht hat brauchen können, liegt auf der Hand: den rein durch nichts sympathischen König außer dem ungestörten Besiz der Gattin auch noch die Freude an der Geburt von Zwillingen erleben und seinen prächtigen Bruder ein Jahr lang in seiner traurigen Lage harren zu sehen, das durfte den Zuschauern nicht zugemutet werden; lieber verzichtete er, den König schließlich doch noch eine gewissermaßen edle Tat verrichten zu lassen.

Basiles Märchen, das Lorenzo Lippi für seinen Malmantile racquistato (erst 1676, zwölf Jahre nach Lippis Tode veröffentlicht) bedeutend mehr als Gozzi abgeändert hat¹⁾, ist

¹⁾ C. VII, st. 27—102 (Il M. r. di Perlone Zipoli [= Lorenzo Lippi] colle note di Puccio Lamoni [= Paolo Minucci] ed altri, Venezia, 1748, 524—588). Lippi, der auf den Cunto de li cunti von seinem Freunde Salvator Rosa aufmerksam gemacht worden war, hat in seine Darstellung auch das vorletzte Märchen Basiles verwoben.

die Quelle des seit der 2. Auflage 6. Märchens der Brüder Grimm geworden, des Getreuen Johannes¹⁾.

Noch in demselben Jahre, wo die Werthesche Übersetzung von Gozzis ältesten Dramen erschienen ist, hat Wieland die Berserzählung Das Sommer-Mährchen, oder des Maulthiers Zaum (im Deutschen Merkur) veröffentlicht; Schummel hat also, indem er den dritten Freund seines kranken Ferdinand dieses Gedicht nacherzählen ließ, Schritt mit der Zeit gehalten. Wieland hatte als Quelle ein „in den Händen des Herrn de Sainte Pelaye befindliches noch ungedrucktes Fabliau des Chretien de Troyes, eines Französischen Dichters aus dem 12. Jahrhundert“ genannt; die Kenntnis des Stoffes aber verdankte er der Bibliothèque universelle des Romans, Février 1777, 98—112, und die Angabe, der Autor sei Chrétien de Troyes beruht auf dem Titel des vorhergehenden Stückes, das Chrétiens Erec nacherzählt.

Es ist hier selbstverständlich nicht der Ort, ausführlich aufzuzeigen, wie sich die drei Versionen, das französische Gedicht, dessen Verfasser sich Paien de Maisières nennt, die freie Bearbeitung der Bibliothèque und die Bearbeitung dieser Bearbeitung durch Wieland, zueinander verhalten; einiges muß aber doch gesagt werden²⁾:

¹⁾ Zu dem ganzen Geschichtenkomplex siehe BP, I, 42—57, B. Schweizer, Herakles, 1922, 222 f., Sven Liljeblad, Die Tobiasgeschichte und andere Märchen mit toten Helfern, 1927, 115—122, 173 f., 241 f. Nach den Methoden und den Mustern der Finnischen Schule hat ihn E. Rösch untersucht (FF Comm., n° 77, 1928); Ergebnis: die Urform des Märchens von dem Getreuen Johannes ist in Südungarn (!) nicht vor der Wende des elften Jahrhunderts entstanden; vgl. dazu Kaarle Krohn, Übersicht über einige Resultate der Märchenforschung, 1931 (FF Comm., n° 96), 82—90.

²⁾ Gedruckt ist das Gedicht La mule sans frein, das noch in das zwölfte Jahrhundert gesetzt werden muß, erst bei M. Méon, Nouveau recueil de fabliaux, 1823, I, 1 f.; eine Inhaltsangabe aber hat schon 1779 Legrand d'Aussy in seinen Fabliaux ou Contes du XII^e et du XIII^e siècle, I, 13 f. gebracht (mir unzugänglich; in der 3. Auflage, 1829 steht sie I, 79 f.) und dabei hervorgehoben, daß die Darstellung der Bibliothèque mehr eine Nachahmung, als eine Übertragung ist. Ausführlicher ist der Auszug von Am. Duval in der Histoire littéraire de la France, XIX (1838), 722 f. Von großer Wichtigkeit ist das Werk von Gaston Paris, Romans en vers du cycle de la

Der Kampf, den im Sommermärchen (II, v. 54—183) Gawin mit sieben Rittern und dann mit den aus ihnen entstandenen sieben Drachen zu bestehen hat, ist sowohl in dem Auszug der Bibliothèque, als auch in dem Gedichte selber, wo der Held natürlich Gauvain heißt — dem Herrn Gries Wielands entspricht in den französischen Texten Messire Keur oder Queur, bei Heinrich von dem Türlin Keû (Kai, Key, Kay) —, ohne Entsprechung; frei erfunden hat Wieland weiter den Spaziergang, das Schläfchen und das Konzert im Garten samt dem folgenden Abendessen und die schwüle Szene mit den Sylphiden im Schlafgemach (II, v. 256—381). Kein Vorwurf ist ihm hingegen zu machen, daß er von der Herausforderung des Riesen an Gauvain, ihm den Kopf abzuschlagen und sich am nächsten Morgen von ihm dasselbe tun zu lassen, nur die erste Hälfte zur Kenntnis genommen und sich für den Rest selber geholfen hat; denn der Verfasser des Auszugs der Bibliothèque hat verzichtet, zu schildern, wie Gauvain dem Beispiel des Riesen folgt und sich ihm ebenso ohne Gegenwehr stellt, wie sich dieser ihm gestellt hat¹⁾. Der zweite Kampf

Table ronde, ebendort, XXX (1888), 1—270 und gut benutzbar auch Jessie L. Weston, *The Legend of Sir Gawain*, 1897; in diese zwei Darstellungen ist auch die Bearbeitung einbezogen, die die Mule sans frein etwa 1210 in der von Heinrich von dem Türlin verfaßten Krone, v. 12.601—13.924 gefunden hat (herausgegeben von G. H. Fr. Scholl in der Bibliothek des Litterarischen Vereins, n° 27, 1852).

¹⁾ Zu dieser merkwürdigen Episode, die sich u. a. auch in der Krone findet (v. 13.103—13.174), vgl. die Nachweise von G. Paris, 73, 75 f., Weston, 90—102 und R. Thurneysen, *Die irische Helden- und Königsage*, 1921, 460, 466 f. (Fled Bricrenn). — Zu der schmalen Brücke, die Wieland auch in sein Märchen von dem Stein der Weisen eingeführt hat (siehe oben, 226 f.), scheint die wichtigste Arbeit die von Howard Patch in den *Publications of the Modern Language Association*, XXXIII (1918), 634 f. zu sein; leider kenne ich sie nur aus dem Zitat bei Wimperley, 112 (siehe ebendort, 110—115). Immerhin gebe ich aufs Geratewohl einige Notizen: Gregorius Magnus, *Dialogi*, l. IV, c. 37 (ed. Umberto Moricca, 1924, 287; siehe dazu W. A. Herbert, *Catalogue of Romances*, III, 279, n° 9, 544, n° 48); J. Liebrecht, *Des Gervasius von Tilbury Otia imperialia*, 1856, 90 f.; G. Paris in der *Romania*, XII, 508, n. 2; Köhler, I, 195 f., II, 411, n. 2; Edw. B. Tylor,

mit dem Riesen ist also Wielands Eigentum (II, v. 413—477). Für den Schluß folgt er wieder so ziemlich den Angaben der Bibliothèque, die, was die Geschichte von der Vererbung des Zaums und von seinen Kräften betrifft, in dem alten Gedichte kein Gegenstück haben.

Der kleine Josef läßt natürlich alle bedenklichen Schilderungen des Sommermärchens beiseite, erzählt aber ansonsten durchaus unbekümmert, lebendig und anschaulich, und wir glauben uns vorstellen zu dürfen, daß es manchem unserer Leser eine Freude bereiten wird, die Kindergeschichte mit dem literarischen Erzeugnis zu vergleichen, das Gauloiserien des zwölften Jahrhunderts nach der Mode des achtzehnten französisiert¹⁾. Diese Freude wollen wir diesen Lesern, die uns die liebsten sind, nicht verkümmern, indem wir aufzeigen, wo der Knabe dem Bierziger folgt und wo nicht, aber ganz stillschweigend können wir die Änderungen und Erweiterungen, die fast durchwegs Verbesserungen bedeuten, doch nicht übergehen; wir begnügen uns jedoch mit der Anführung einer einzigen Stelle:

Das Maultier rennt mit dem Herrn Gries bei Josef oder bei Schummel „über Stock und Stein, daß ihm die Haare sausen“, anstatt daß es ihn „in Ja und Nein“ in den Wald brächte, und im weitem gehts mit ihm, wie bei Wieland, bergauf, bergab; indem aber Josef beifügt „wie in der Lenore“, ruft er den andern Knaben und uns die rasende Schnelligkeit dieses Totenritts vor den innern Sinn²⁾. Wäre es Wieland

Primitive Culture, 1871, II, 91 (I, 447 f.; II, 45 f.); Jac. Grimm, *DM*, II, 96, III, 248 f.; A. J. Wensinck, *A Handbook of Early Muhammadan Tradition*, 1927, 40, vo. Bridge; G. Dumézil, *Légendes sur les Nartes*, 1930, 200 f.; K. Meuli im *Hermes*, LXX (1935), 132, 149, 153; M. Thilo, *Fünftausend Sprichwörter aus Palästina*, 1937, 118, n° 2390.

¹⁾ In der Wieland-Ausgabe der Preussischen Akademie steht das Sommermärchen in dem von Wilh. Kurrelmeyer herausgegebenen 12. Bande der I. Abteilung (1835), 243—278.

²⁾ Dieses Zitat, daß übrigens keines ist, weil das Bergauf, bergab in der Lenore nicht vorkommt, zeigt die ungeheure Volkstümlichkeit, die diese Ballade in den drei Jahren seit ihrem Erscheinen gewonnen hat.

ernst gewesen, als er an Joh. Heinr. Merck schrieb, er habe das Sommermärchen anfangs „ein Kindermärchen titulieren“ wollen, so hätte er von Schummel lernen können, wie das zu machen gewesen wäre, auf daß Inhalt und Darstellung zu der Benennung gestimmt hätten.

Die drei Königsöhne

bilden das 6. der Kindermärchen von Albert Ludwig Grimm.

Sehr bald nach deren Erscheinen — die Vorrede ist, einigermaßen unbestimmt, vom Herbstmonat 1808 datiert, das Buch also frühestens Ende 1808, wahrscheinlich aber erst Anfang 1809 herausgekommen — ist den Brüdern Grimm eine Nach-erzählung dieses Märchens zugegangen; jedenfalls hat sich diese, von Jacob abgeschrieben, in dem Pack befunden, den sie im Oktober 1810 an Clemens Brentano geschickt haben, und wir geben sie, nach dem Abdrucke bei Leffk, 79—81, wortwörtlich wieder

„Dummling.

Die zwei ältesten Königsöhne ziehen auf Abenteuer aus und gerathen in ein wüstes wildes Leben, so daß sie nicht wieder heimkommen, der jüngste dumme will sie auffuchen, und als er sie findet, verspotten sie ihn: wie er mit seiner Einfalt sich durchschlagen wolle, da sie, die Klüger, kaum durchkämen. Nun gehen sie miteinander und kommen an einen Ameisenhaufen, den wollten die Ältesten aufwühlen und sehen, wie die Thierchen mit ihren Eiern herumkröchen, aber der jüngste Bruder wehrte ihnen. Darauf kamen sie an einen See, auf dem Enten schwammen, da wollten sie einige tödten und braten, aber der Dummling wehrte wieder. Zuletzt an einen Baum, auf dem ein Bienennest war, und es war soviel Honig drinnen, daß er am Stamm herunterlief, da wollten die zwei ältesten Brüder Feuer unter den Baum machen, daß die Bienen starben und sie den ganzen Honig fassen möchten, allein der jüngste wehrte noch einmal ab.

Darauf kamen sie in ein Schloß, wo in den Ställen lauter steinerne Pferde standen, und kein Mensch war zu sehen, und sie gingen durch alle Säler, bis sie an eine Thür am Ende kamen, vor der drei Schloßer hingen, es war aber ein Lädlein darin, wodurch man ins Gemach schauen konnte. Und sie sahen dadurch ein alt Graumännchen an einem Tisch sitzen und riefen es an, es hörte aber nicht, und sie riefen noch einmal, und es hörte nicht, und da sie zum dritten riefen, hörte es und kam heraus. Allein es sprach keine Silbe, sondern bewirtete sie und gab jedem ein eignes Schlafgemach. Frühmorgens ging es vor den Ältesten, winkte ihm und führte ihn vor eine Tafel, worauf die drei Aufgaben geschrieben standen, wodurch das Schloß erlöst werden konnte. Die erste war, die tausend Perlen der Königstochter zu suchen, die im Wald unter dem Moos zerstreut lagen, wenn aber nur eine fehlte, würde er zu einem Stein werden. Der Älteste ging hin und suchte den ganzen Tag, als aber die Sonne unterging, hatte er erst hundert gefunden und wurde ein Stein. Dem zweiten Bruder geht es ebenso, nur daß er zweihundert zusammenkriegt. Dem dritten ging es auch schwer zu, und er setzte sich auf einen Stein und weinte, weil er sie doch nicht all zu finden traute. Da kam der Ameisenkönig und fragte ihn: was ihm fehlte, und versprach ihm Hilfe und kam mit fünftausend Ameisen, die hatten die Perlen bald im Moos gesucht, daß auch keine fehlte.

Die zweite Aufgabe war, den Schlafkammerschlüssel der Königstochter aus dem See zu holen. Da helfen ihm nun die Enten. Die dritte war die allerschwerste nämlich unter den drei schlafenden Schwestern die liebste und jüngste Königstochter herauszusuchen, sie sahen sich alle drei durchaus ähnlich und waren an nichts zu unterscheiden, außer daß die erste ein Stück Zucker geessen hatte, die zweite Sirup und die dritte jüngste einen Löffel voll Honig, daß er also an dem Hauche erkennen mußte, welche von den dreien den Honig geessen. In dieser Noth kommt die Bienenkönigin hergeflogen und setzt sich auf den Mund der rechten, nachdem sie vorher die andern versucht hatte. Da sprach der Königssohn zu dem Graumännchen, diese war es: und alsbald ist alles erlöst, und er heirathet die Königstochter und seine Brüder die andern."

Diesen Text haben dann die Brüder mit nur geringfügigen Änderungen und einigen Erweiterungen 1812 unter dem Titel Die Bienenkönigin als das zweite der unter der n° 64 vereinigten vier Märchen übernommen, und von der 2. Auflage an trägt es bis heute die n° 62; da Wilhelm daran auch späterhin nur wenig verändert hat¹⁾, kann sich jeder unserer Leser von der Übereinstimmung dieser sogenannten volksmündlichen Aufzeichnung mit der Fassung der KHM überzeugen.

Die Leser werden uns aber auch, wenn sie diese Vorlage der Brüder Grimm mit dem Märchen ihres Namensvetters verglichen haben werden, wie es oben, 207—218 steht, zugeben, daß dieser Vergleich eher zu der Auffassung führt, die Grimmsche Vorlage sei an der Hand dieses Märchens gemacht, als daß sie einer auch nur jungen Überlieferung entstammen würde, daß also fast mit Sicherheit angenommen werden darf, daß Jacob Grimm für Brentano etwas abgeschrieben hat, das kaum etwas anderes war, als eine nur in ganz nebensächlichen Dingen leicht abgeänderte, ansonsten oft wortwörtliche Nacherzählung des Hauptteils von Albert Ludwig Grimms Märchen; weggelassen ist nur, übrigens durchaus berechtigterweise, die Vorgeschichte, die schildert, wie die zwei ältern Königsöhne ausziehen, wie die Absicht des jüngsten, dem Beispiele seiner Brüder zu folgen, auf den Widerstand des Vaters stößt und wie der alte König schließlich nachgibt, als ihm ein Traum, den er gehabt hat, in diesem Sinne gedeutet wird²⁾.

¹⁾ Siehe Schmidt, 124—129.

²⁾ Mit dieser letzten Episode hat viel Ähnlichkeit eine Parabel, die A. L. Grimm in einem spätern Stücke seiner Sammlung, das er Sokrates betitelt, diesem Weisen in den Mund legt: als Sokrates befragt wird, warum er auf den Preis der Tapferkeit zugunsten seines jungen Freundes Alkibiades verzichtet hat (siehe Plutarch, Alcibiades, c. 7, 194 f. und Platons Gastmahl, c. 36, 220 f.), erzählt er: Der schaffende Geist hat am Schöpfungstage „einen alten stämmigen Eichbaum und einen zärtern jungen“ gepflanzt. „Aber gegen den Abend war die junge Eiche beinahe ermattet, denn ihre Wurzeln waren noch nicht so tief gedrungen, und die Oberfläche der Erde war ausgetrocknet von dem Sonnenschein, daß sie fürder nicht mehr Nahrung daraus saugen konnte.“ Da kommt in Gottes Auftrag der Pflanzenengel mit dem Tau, gießt ihn aber nur auf den stämmigen Eichbaum aus. „Aber der Eichbaum schüttelte sein

Fast unbegreiflich erscheint, daß Jacob Grimm, der doch Albert Ludwig Grimms Märchen zumindest seit dem Juli 1909 kannte, diese enge Übereinstimmung der von ihm gemachten Abschrift mit einem Märchen des von ihm als schlecht bezeichneten Buches nicht bemerkt haben sollte, und doch scheint es zuzutreffen; denn daß er sich durch die in der Vorrede von A. L. Grimm gemachte Angabe, das Märchen sei „durch eine Erinnerung an ein ähnliches Volksmärchen veranlaßt“, zu der Übernahme nicht nur für Brentano, sondern auch für die eigene Sammlung hätte bestimmen lassen, erscheint noch viel weniger glaublich¹⁾.

Daß unter diesen Umständen 1812 in der Anmerkung zu der Bienenkönigin das Märchen A. L. Grimms, wenn schon nicht als Quelle, so doch nicht einmal als Parallele erwähnt worden ist, begreift man; unbegreiflich aber erscheint es, daß auch späterhin in den Anmerkungsbänden, in deren Literaturübersicht Wilhelm die Märchen des Namensvetters genannt und zu dem von den drei Königssöhnen bemerkt hat: „Das Märchen von der Bienenkönigin (n^o 62)“, in den Notizen zu diesem A. L. Grimms Märchen wieder verschwiegen worden ist (1822, 415; 1856, 331), und noch mehr fällt auf, daß auch bei Volte und Polívka (II, 19 f.) in dieser Hinsicht tiefes

Haupt, und goß den Thau auf die nachbarliche junge Eiche hin, und erfrischte sie, daß sie den folgenden Tag wieder von neuem frisch grünte, wie den ersten Tag.“ — Die Freude, die A. L. Grimm an dieser Geschichte gefunden hat, die vielleicht ihm eigen ist, scheint so groß gewesen zu sein, daß er auch in dem Märchen von den drei Königssöhnen Ähnliches anbringen zu sollen glaubte, und so fällt in diesem Märchen, dessen Hauptteil uns, als wir ihn als Kinder bei den Brüdern Grimm lasen, so sehr gefallen hat, die Einleitung völlig ab.

¹⁾ Brentano hat auf Jacobs Abschrift neben den Titel gekritzelt: „Geschichte des Brissoneto“, und diesen Vermerk deutet Leffß (165) richtig als einen Hinweis auf des Straßburgers Georg Messerschmidt Geschichte vom edlen Ritter Brissoneto, deren motivischer Inhalt (siehe *WP*, II, 23) ziemlich genau zu dem des Märchens von den drei Königssöhnen stimmt. Messerschmidts Geschichte ist übrigens zu einem beliebten Volksbuch geworden; siehe P. Heiß-Fr. Ritter, Versuch einer Zusammenstellung der deutschen Volksbücher, 1914, 121 f. und VIII.

Schweigen herrscht, gleich als hätte alles vermieden werden müssen, was hätte geeignet sein können, die in der Vorrede der *AM* von 1912 aufgestellte Behauptung, die Sammlung *A. L. Grimms* habe mit der der Brüder gar nichts gemein, als unrichtig zu erweisen.

Es ist *A. L. Grimm* hoch anzurechnen, daß er bei seiner Auseinandersetzung mit den Brüdern *Grimm* — wir haben davon in der Einleitung gesprochen — von allem Persönlichen abgesehen und darum auch auf die Anmeldung des ihm zustehenden Anspruchs, sein Eigentumsrecht an der *Bienenkönigin* anerkannt zu sehen, verzichtet hat.

15

Der Stein der Weisen oder Silvester und Rosine

Dieses von *Wieland* verfaßte Märchen steht als viertes und vorletztes in dem ersten Bande des Sammelwerks *Dschinnistan*, oder auserlesene Feen- und Geister-Mährchen, theils neu erfunden, theils neu übersetzt und umgearbeitet [von *Wieland*, *Fr. Hildebr. von Einsiedel* und *J. A. Liebeskind*], *Winterthur*, 1786, 218—279 (in der 2. Ausgabe, *Winterthur*, 1810, I, 229—289); für die Text-Herstellung konnte noch der von *Siegfr. Mauermann* besorgte Neudruck der von *Wieland* herrührenden Teile des *Dschinnistan*, der in der schon erwähnten *Wieland*-Ausgabe der *Preussischen Akademie* als 18. Band der 1. Abteilung 1938 erschienen ist, herangezogen werden (113—141).

Die Studien über das *Goldmacherwesen*, die *Wieland* in diesem Märchen und in dem *Nikolas Flamel* verwertet hat, müssen sehr umfangreich gewesen sein, und sicherlich ist ihm dabei mehr als Ein Potentat untergekommen, der sich von einem Alchimisten hat betrogen lassen¹⁾, so oder ähnlich, wie der namenlose König, von dem solches zuerst der *Infant Don Manuel* in dem im Jahre 1335 abgeschlossenen *Conde Lucanor*

¹⁾ Siehe die Angaben bei *Herm. Kopp*, *Die Alchemie in älterer und neuerer Zeit*, 1886, I, 104—199.

erzählt¹⁾, aber auch viel geringere Leute, die freilich allesamt reich waren, wie etwa der Priester, dessen Hineinfall Geoffrey Chaucer in den *Canterbury Tales* (v. 16.845—17.711) des Chanounes Demann schildern läßt, der aber erst einmal über die sonstigen Kniffe der Alchimisten berichten und mit einem gelehrten Exkurs schließen muß, in dem er auch den Hermes Trismegistos anzieht²⁾.

Die ungeheuere Menge der pseudowissenschaftlichen oder halbgelehrten und gar die der schönen Literatur der folgenden Jahrhunderte auf ähnliche Geschichten hin durchzusehen, darf uns wohl nicht zugemutet werden; aber vielleicht genügt, um zu zeigen, daß ein Stoff wie der, der in dem ersten Teile dieses Märchens behandelt worden ist, damals sozusagen auf der Straße lag, die Tatsache, daß in dem letzten Jahrzehnt vor dem, in dessen Verlaufe der Stein der Weisen fertig gestellt und veröffentlicht worden ist, allein in Deutschland nicht weniger als drei Theaterstücke, zwei Lustspiele und eine Operette, herausgekommen sind, die sich mit dieser Seite der Goldmacherei befaßten³⁾. Eine richtige Quelle jedoch, eine solche nämlich, die ihm auch den Gang der Ereignisse geliefert hätte, hat Wieland für den ersten Teil des Märchens nicht gehabt; aber auch mit dem zweiten Teile, der mit der Flucht des Gaunerpaars beginnt, steht er, der sein Märchen „ein kleines Original“ genannt hat, auf eigenen Füßen, und nur für einige Züge ist er der ältern Literatur verpflichtet.

¹⁾ In der aus dem Nachlasse von Herm. Knust veröffentlichten Ausgabe des *Libro de los enxiemplos del Conde Lucanor et del Patronio*, 1900, 76 f. (siehe auch 351 f.); in Eichendorffs Übersetzung, 1843, 33 ff. Über die literarischen Auswirkungen dieser Geschichte vgl. meine Ausgabe der *Schwänke und Schnurren des Pfarrers Arlotto*, 1910, I, 181 f., 185 f.; siehe auch II, 282, 302—304, 304—307.

²⁾ Siehe die deutsche Ausgabe John Kochs, 1925, 449—473, 572—575. Noch 1584 hat Reginald Scot in seiner *Discoverie of Witchcraft*, in dem 14. Buche, das die *Art of Alcumystrie* behandelt (Neudruck, 1930, 204 f.), Chaucer wegen dieser bis dahin besten Darstellung des Gegenstandes höchlich gerühmt und sie, mit Einschluß der Erzählung, ausführlich ausgezogen; übrigens hat er auch eine Parallele zu der Geschichte des Grafen Lucanor, leider ohne Herkunftsangabe, wiedergegeben.

³⁾ Kopp, I, 259.

Daß die Königin in eine Ziege verwandelt wird, ist sicherlich seine Erfindung; dies geschieht aber als Gegenstück zu der Verwandlung ihres Gatten in einen Esel, und für diese stand ihm nicht nur der Roman von Apuleius zur Verfügung, dessen von B. Kode angefertigte Übersetzung eben erst (1783) erschienen war, sondern auch Lukians Lukios, den er, freilich viel später, selber übertragen hat. Die Rose allerdings, die dort die Entzauberung bewirkt, hat er der Königin vorbehalten und dem Könige dafür die Lilie überlassen, die dem Esel in einer zuerst 1655 erzählten und dann mehrmals nacherzählten Geschichte die menschliche Gestalt zurückgegeben hat¹⁾.

Der dieser Rückverwandlung vorhergehende Traum, der ihm gezeigt hat, daß sein Schicksal als Esel noch immer besser war, als das eines Königs ohne Kopf und eines Menschen ohne Herz, beruht selbstverständlich auf der u. a. von Ovid geschilderten Geschichte von dem Unglück des Königs Midas, verursacht durch die ihm von Bacchus gewährte Gnade, daß sich alles von seinem Körper Berührte in Gold verwandelt²⁾. Ovid begnügt sich aber nicht mit dieser einen Geschichte von König Midas, sondern erzählt, fortfahrend, weiter, wie es zugegangen ist, daß dieser zur Strafe für seine Dummheit Eselsohren erhalten hat und das bekannt geworden ist³⁾. Hätte sich also Wieland begnügt, die Verwandlung seines Königs von Kornwall in einen Esel nur anzudeuten, indem er ihm die Ohren eines solchen verlieh, so wäre die Parallele mit den oder die Nachahmung der 95 Ovidischen Verse so schlagend, daß die Behauptung, er habe sich zu seinem Märchen durch diese zwei Sagen oder, wenn man will, Mythen anregen lassen, nicht bestritten werden könnte.

Es gibt aber etwas, das uns unter Umständen veranlassen könnte, uns mit diesem Ergebnis, das immerhin die Abhängigkeit des Wielandschen Märchens von den zwei Sagen eher

¹⁾ WP, III, 6 f.

²⁾ Metamorphosen, XI, v. 85—145; siehe Roschers Lexikon, II, 2956 f. und J. Voltes Noten in seiner Ausgabe von Johannes Paulis Schimpf und Ernst, II, 1924, 304 zu n° 180.

³⁾ Metamorphosen, XI, v. 146—179; siehe Roschers Lexikon, II, 2957 f.

wahrscheinlich, als nur möglich macht, nicht zufrieden zu geben, und das ist eine alte Erzählung von einem König Mark von Kornwall, der allerdings nicht der Enkel jenes Königs Mark von Kornwall ist, den die Liebesgeschichte seiner Frau mit seinem Neffen Tristan berühmt gemacht hat, sondern dieser selber, und von ihm behauptet sie, er habe Pferdeohren gehabt, was auf eine ähnliche Weise bekannt geworden sei, wie die Verunstaltung des Königs Midas. Diese Erzählung findet sich in einem nur in einem Bruchstück erhaltenen, aus der Zeit nach 1191 zu datierenden Tristan-Epos, dessen Verfasser sich Berol nennt, und dazu hat Wolfgang Golther festgestellt, daß Marc im Keltischen Pferd bedeutet, woraus er denn auf einen etymologischen Schwanz schließt¹⁾. Ließe sich nun nachweisen, daß Wieland diese Geschichte von diesem König Mark von Kornwall gekannt hätte, was läge da näher als der Gedanke, daß er ihn, nicht ohne ihn zu seinem Enkel zu machen, dem phrygischen oder makedonischen König auch in der andern Hinsicht, nämlich in der des Golddurstes und der sich daraus ergebenden Unannehmlichkeiten habe angleichen wollen? Damit wäre auch die Frage beantwortet, was Wieland bewogen hat, sein Märchen just nach Kornwall zu verlegen, wofür sonst nichts sprach, als die dort längst vollzogene Ausrottung der Wölfe, die es auch einem Esel erlaubte, sich sorglos herumzutreiben, was denn auch die einzige Bemerkung geblieben ist, die der Wielandschen Darstellung eine gewisse örtliche Färbung gibt²⁾.

¹⁾ Tristan und Isolde, 1907, 107 f. Nachweise über ähnliche Geschichten findet man bei Köhler, I, 379, 383, 511, 587, bei Roscher, II, 2966, in dem 8. Bande der von S. Bolte besorgten Ausgabe von Georg Wickrams Werken (1906), 297, n. und bei W. Crooke in der Folk-Lore, XXII, 183 f.; reichliche Ergänzungen dazu wären leicht zu geben, aber hier sei nur noch auf die irischen Könige mit Pferdeohren verwiesen, die Räte Müller-Lisowski anführt (Irische Volksmärchen, 1923, 320; der von Patr. Kennedy, *Legendary Fictions of the Irish Celts*, 1866, 248 erwähnte heißt Lora Konshach).

²⁾ Die Vertilgung der Wölfe in Wales ist dem angelsächsischen König Edgar (959—975) zu danken, der in Verfolgung seines Planes, die wilden Tiere in seinem ganzen Reiche zu vernichten, dem ihm untertänigen wallisischen Könige Ludval auferlegt hat, anstatt des alten Tributs jährlich 300 Wolfsköpfe abzuliefern, und angeblich

Leider ist nun Verols Fragment erst durch den Abdruck in dem 1823 erschienenen ersten Bande der von Fr. H. von der Hagen besorgten Ausgabe der Werke Gottfrieds von Straßburg einem weitem Kreise bekannt geworden, also erst fast vierzig Jahre nach dem ersten Druck des Steins der Weisen und zwanzig Jahre nach Wielands Tode, und so spricht alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß Wieland von diesem argen Schönheitsfehler des alten Königs Mark keine Kenntniss gehabt hat; und von

sind keine vier Jahre vergangen, als in ganz Wales kein einziger Wolf mehr zu finden war; diese zuerst von Wilhelm von Malesbury mitgetheilte Erzählung (*Gesta regum Anglorum*, l. II, c. 8, in den *Rerum Anglicarum Scriptores*, Londini, 1596, 32 b, in der *Patrologia latina*, CLXXIX, 1125) ist natürlich von den spätern Geschichtsschreibern übernommen worden, unter ihnen auch zu Beginn des sechzehnten Jahrhunderts von Polydorus Virgilius, der aber auch von der längst vollzogenen Vernichtung der Wölfe in England berichtete (*Historiae Anglicae* l. XXVII, Lugd. Bat., 1651, 154 und 21). Das größere Glück hat er mit dieser zweiten Behauptung gehabt, die von einem Schriftsteller nach dem andern, z. B. von Seb. Münster, Th. Zwinger, Laur. Beyerlinck, übernommen und bald von einem der damals angesehensten englischen Schönegeister, Philipp Sidney, dem Verfasser der *Arcadia*, bestätigt worden ist (*Phil. Camerarius, Operae horarum subcisivarum*, C. I, c. 38, Francofurti, 1615, I, 139 f.). Am 25. Oktober 1438 hat Luther zu einem Engländer gesagt: „... vos Angli non habetis lupos, sed ipsimet estis lupi“ (*Tischreden*, Weimarer Ausgabe, IV, 171), und 1760 war dieses Wissen so allgemein, daß Lessing, ohne fürchten zu müssen, daß er nicht verstanden werden, schreiben durfte: „... wer im Suidas nach Einfällen jagt, der dünkt mich in England nach Wölfen zu jagen!“ (in dem 127. der Briefe, die neueste Litteratur betreffend; *Lachmann-Muncker*, VIII, 273); aus der Zwischenzeit sei nur auf eine der Schnurren von dem Sieur Gaulard verwiesen (*Est. Labourot, Les bigarrures etc.* Paris, 1584, 205), die in Chr. Lehmanns *Exilium melancholiae*, M, n° 17 (Straßburg, 1669, 306) übersetzt und von Fr.-J. Desbillons in dem 7. Buche seiner *Fabulae Aesopicae* als 3. Fabel bearbeitet worden ist: *Luporum legati ad Anglorum regem*. Wieland dürfte eine Fassung gekannt haben, ähnlich der, die Abraham Ortelius von 1575 an in seinem zuerst 1570 erschienenen und dann oft gedruckten *Theatrum orbis terrarum* gebracht hat: *Et quia haec regio (sc. Lhoegria et Cambria) neque lupos, neque ulla animalia rapacia nutrit, videre licet ovium greges interdium noctuque passim errare per montes et valles, perque agros compascuos ad pascendum communiter relictos* (1575, 8; 1592 und 1595, 12 usw.).

dem Vorwurfe, in diesem Erfurs leeres Stroh gedroschen zu haben, schützt uns nur die nicht abzuleugnende Möglichkeit, es werde mit der Zeit etwas zutage gefördert werden, was auf das Gegenteil schließen lassen wird.

Erschreckliche Geschichte vom Hühnchen und vom Hähnchen

Diese Kinderschnurre steht in dem Dritten Bande von Des Knaben Wunderhorn (1808), und zwar in seinem Anhange, den besonders paginierten Kinderliedern, 23—26.

Nach Karl Bode¹⁾ hat die Verse darin Clemens Brentano selber verfaßt, der ja auch in seinen Märchen häufig die Prosa in gebundene Rede übergehen ließ, und diese Behauptung hat meines Wissens bisher keinerlei Widerspruch gefunden; daß dem aber wirklich so ist, ja daß überdies auch die Prosafäße sein Eigentum sind, bestätigt der Schluß: „und lauter solche Geschichten, wer sie nicht weiß, muß sie erdichten.“ Das hat er denn auch getan, und warum er das getan hat, ist un schwer zu erraten.

Augenscheinlich aus seiner eigenen Erinnerung stammt das Lied mit dem Beginne: „Havele havele Hahne, Fastennacht geht ane“, dem er die Bemerkung vorausschickt, es werde zur Fastnacht am Rhein von den Kindern gesungen, die dabei mit einem Korbe schaukelten, in dem ein gebundener Hahn liege; ähnliche Verse kennt auch Goethe, und zwar aus Frankfurt, aber sie beginnen: „Havel havel ane“, und daß sich in dem Korbe, der auch dort von den Kindern geschwenkt wird, ein Hahn befände, gibt er nicht an; auch die Volkssitte jedoch weiß nichts davon²⁾, und so dürfen wir wohl annehmen, daß es Brentano gewesen ist, der seinen rheinischen Kindern den Hahn mitgegeben hat. Des weitern wählt er als nächstes Lied eine Kinder-

¹⁾ Die Bearbeitung der Vorlagen in Des Knaben Wunderhorn, 1909, 701 f.

²⁾ Bode, 332 f.

predigt, die mit „Ein Huhn und ein Hahn“ beginnt, und in dem nun folgenden, das ein Lügenlied ist, für das sich bisher keine Quelle gefunden hat, läßt er dem für ein wohl tausend Gulden wertem Faulenzen gekauften Pferd, das weder Kopf noch Hals, weder Schenkel noch Beine hat, aus dem Bauche, der ihm zerspringt, ein Göklerlein fliegen, das „Krächte grob und krächte fein, hatt auf seinem Kopf ein Kamm, Drauf stand das Wappen von Amsterdam“. Wie ist aber diese Vorliebe Brentanos für das Hühnervolk zu erklären?

Nun, „die Grundlage von dem Hahn und dem Ring“, die Grundlage nämlich für sein Märchen von Gockel, Hinkel und Gackeleia, hat er, wenn man seiner Angabe in der „Herzlichen Zueignung“ des Märchens (1838) trauen will, schon „als Knabe von einem wälschen Chocolatemacher krähend erzählen“ hören¹⁾; und wer das nicht will, mag sich mit der Tatsache auseinandersetzen, daß sie sich schon in Basiles Cunto de li cunti findet, wo allerdings das Märchen, das sie enthält, La preta delo gallo betitelt ist, was auf Hochitalienisch La pietra del gallo und auf Deutsch der Stein des Hahnes heißt. Nun hat sich Brentano schon zu der Zeit, wo er noch mit dem Ersten Bande des Wunderhorns zu tun hatte, auch mit der Bearbeitung dieses Buches beschäftigt²⁾, also wohl auch schon mit der Abfassung des Gockelmärchens³⁾. So mag denn schon damals bei ihm jene Melktryophilie eingesezt haben, die ihren Gipfelpunkt in jenem Märchen von dem Hahne und seinem Ringe finden sollte; als eine ihrer ersten Früchte ist dann wohl die Erschreckliche Geschichte aufzufassen, und als Abfall dürfen die andern Schnurren der Kinderlieder betrachtet werden.

¹⁾ Schüddekopf, XII, 2, 5.

²⁾ Am 23. Dezember schreibt er an Arnim (Steig, I, 156): „Ich denke auf Michaelis, wenns zuschlägt, die italiänischen Kindermärchen für deutsche Kinder zu bearbeiten; Mohr wills nehmen, ich will womöglich die kleinen Bilderchen selbst dazu kriegeln.“

³⁾ Nach H. Carbauns, Die Märchen Clemens Brentano's, 1895, 7 dürfte das Gockelmärchen „schon 1806 oder bald nachher entstanden sein“; Otto Bleich meint (Archiv für das Studium der neueren Sprachen, XCVI, 70), es sei möglich, daß einige der italiänischen Kindermärchen schon 1806 fertig gewesen sind.

Der Erschrecklichen Geschichte Brentanos entspricht seit 1812 in den *NHM* das 80., betitelt Von dem Tode des Hühnchens; dieses geht, mit Ausnahme des letzten Absatzes, auf die Darstellung des Wunderhorns ebenso zurück, wie die Bienenkönigin der Brüder auf die Drei Königsöhne ihres Namensvetters. Über diese und andere Dinge habe ich in dem Aufsätze Das Märlein von dem Tode des Hühnchens und andere Kettenmärlein in den Hessischen Blättern für Volkskunde, XXXII, 1—51, gehandelt.

Die Elfen

Dieses Märlein, verfaßt im Jahre 1811, hat Ludwig Tieck das Jahr darauf in dem ersten Bande des *Phantasmus* veröffentlicht ((400—430; ², 1844, II, 8—39); in der unberechtigten Ausgabe der *Sämmtlichen Werke*, Wien, 1817 f., steht es XI (1818), 142—176, in seinen *Schriften* 1828 f., IV, 365—392, und einen Neudruck bringt Gotth. Ludw. Klees Ausgabe von Tiecks Werken (1892) II, 75—101. Andersen hat über diese Erzählung geschrieben¹⁾: „Die Elfen, vielleicht das schönste Märchen, welches in unserer Zeit gedichtet worden ist, vermöchten allein, wenn Tieck auch nichts Anderes geschrieben hätte, seinen Namen zur Unsterblichkeit zu tragen. Als Märchen-Schriftsteller beuge ich mich vor ihm, dem Älteren, dem Meister, welcher der erste deutsche Dichter war, der mich vor vielen Jahren an seine Brust drückte²⁾ — als wäre es eine Weihe dazu, daß ich mit ihm denselben Weg wandern sollte.“³⁾

Daß es unter den Deutschen einen Glauben an Elfen ursprünglich ebensowenig gegeben hat, wie einen solchen an Feen,

¹⁾ Das Märchen meines Lebens in den *Gesammelten Werken*, 1847, II, 112.

²⁾ Siehe ebendort, I, 82.

³⁾ Weitere Werturteile bei Herm. Lohsen, *Über die Entwicklung des romantischen Kunstmärchens* (Münchener Dissertation), 1906, 51, Klee 77, Steig, III, 242, Benz, 158.

hat natürlich auch Tieck gewußt, und in dieser Beziehung hat ihm die Einleitung über die Elfen, womit Wilhelm Grimm fünfzehn Jahre später seine und seines Bruders Übertragung der schon erwähnten Sammlung Crofton Crofers eröffnete, nichts Neues gesagt¹⁾. Sicherlich hat er die Abhandlung *On the Fairies of Popular Superstition*, die Walter Scott in seiner *Minstrelsy of the Scottish Border* (1802) der Ballade von *Young Tamlane* vorgesetzt hat²⁾, gekannt, und dieser zusammenfassenden Erörterung, der einzigen übrigens, die der Gegenstand bis dahin gefunden gehabt hat, mag er die wesentlichsten Anregungen zu seinem Märlein verdanken.

Den Hauptzug des Märleins freilich, daß nämlich ein Kind, ein Mägdlein, seinen jahrelang dauernden Aufenthalt bei den Elfen mit einer einzigen Nacht bemißt, hat er bei Scott nicht finden können. Jedermann kennt die Geschichte von dem Mönche von Heisterbach, dem ein Böglein so schön sang, daß er ihm dreihundert Jahre lauschte, die ihm so rasch vergingen wie ein Stündlein, und obwohl die Zahl der Bearbeitungen des ihr zugrunde liegenden Motivs, das sie keineswegs als erste verwandt hat, schwerlich hoch genug geschätzt werden kann, sind schon Darstellungen, die von einer Person weiblichen Geschlechts erzählen, außerordentlich selten; aus der Zeit vor den Tieckschen Elfen sind mir nur zwei solche bekannt: von der einen, die mehrmals abgewandelt worden ist, darf als die bekannteste Fassung die des Wunderhorns gelten, betitelt *Die Eile der Zeit in Gott*³⁾, und hier ist es eine Braut, die der Heiland anstatt der irdischen Freuden himmlische verkosten läßt, weshalb sie denn auch, ohne daß sie in dem langen Zeitraum gealtert wäre, sofort in die Ewigkeit eingeht; ein von

¹⁾ *Nl. Schr.*, I, 442.

²⁾ 2nd Ed., 1803, II, 174—241; in der deutschen Ausgabe, *Historische und romantische Balladen der Schottischen Gränzlande*, 1826 f., in der die ersten zwei Bändchen *Elise v. Hohenhausen*, das dritte bis sechste *Willibald Alexis* und die zwei letzten *Wilhelm von Lüdemann* übersetzt hat, steht sie IV, 3—108.

³⁾ I, 46; siehe dazu *Erk-Böhm*, III, 824, *Röhler*, III, 133, *Bode*, 437 f.; auf sie geht nicht nur *Immermanns Drama Die Verschollene* zurück (*Borbergers Ausgabe*, IX, 7, 127—150), sondern auch eine dänische Volksüberlieferung (*Hartland*, 185 f.).

Haus aus altes Weib ist es in der andern, die in der Einleitung zu dem Hans Heiling von Krift. Heintr. Spieß, 1798 f., I, 19 f., steht¹⁾ und von den Brüdern Grimm in den Deutschen Sagen so ausführlich wiedergegeben worden ist²⁾, daß sich eine nochmalige Nacherzählung erübrigt. Daß aber auch einem Kinde die Zeit unbemerkt verfließen wäre, die es bei Wesen einer höhern Gattung weilte, scheint vor Tieck nicht erzählt worden zu sein; einen solchen Aufenthalt setzen ja wohl viele Wechselbalg-Geschichten voraus, aber dieses Motiv habe ich in keiner der mir bekannt gewordenen entdeckt³⁾, und dasselbe gilt von den Märlein und Sagen, in denen in ihren Ländern Elfen und anderswo andere elbische Wesen oder Dämonen Menschenkinder stehlen, ohne an ihrer Statt andere zurückzulassen, wovon auch Scott, wiewohl nur kurz gehandelt hat. Außerhalb dieses Rahmens aber findet sich bei ihm eine Geschichte (189 f.), aus der wir wenigstens erfahren, in welchem Zustande ein Mägdlein, das jahrelang bei Unterirdischen hat weilen müssen, der Familie zurückgegeben worden ist, und diese Geschichte, die zuerst Gervasius von Tilbury erzählt hat⁴⁾, die aber auch in etliche Texte der Gesta Romanorum aufgenommen worden ist⁵⁾, geht so: In Katalanien hat ein Mann sein kleines Tochterlein, weil es ihm zu arg schrie, zum Teufel gewünscht (Gervasius: daemonibus commendat), und schon hatten es auch die Dämonen (Scott: the spirits) geholt. Nach sieben Jahren erfährt er — wie, tut hier nichts zur Sache —, seine Tochter werde ihm zurückgegeben werden, wenn er das dort, wo sie in der Verwahrung der Dämonen sei, unter Berufung auf Gott fordern werde. Der Mann tut das, und da kommt sie, wie durch einen jähen Wind herangeweht; sie ist jedoch

¹⁾ Der volle Titel des Buches lautet: Hans Heiling, vierter und letzter Regent der Erd-, Luft-, Feuer- und Wassergeister. Ein Volksmärchen des zehnten Jahrhunderts.

²⁾ 1816, 225 f., n° 151; von der 2. Auflage an (1865, 195 f.) trägt die Sage die n° 152.

³⁾ Auch Gisela Pfaschewski, Der Wechselbalg, 1935 erwähnt keine solche Geschichte.

⁴⁾ F. Liebrecht, Des Gervasius von Tilbury Otia Imperialia, 1856, 32 f.

⁵⁾ Herm. Desterleys Ausgabe, 1872, 543 f., n° 162.

in einem entsetzlichen Zustande: sie hat nur noch Haut und Knochen und zeigt keine Spuren menschlichen Verstandes.

Nun hat Tieck außer dem, was er bei Shakespeare und andern englischen Dichtern, wie Jonson, Drayton usw., gefunden hat, von den Elfen kaum mehr wissen können, als was ihm durch Walter Scott vermittelt worden ist. Darf es da nicht als wahrscheinlich betrachtet werden, daß ihn bei der Lesung dieser Geschichte, die mitten unter solchen stand, die von Elfen und Feen handelten, die Lust angewandelt hat, die in ihr erzählten Vorgänge in ihr Gegenteil zu verkehren? die Entführung durch Dämonen in einen freiwilligen Besuch bei Elfen oder Feen zu ändern, anstatt der furchtbaren Qualen, die das Mägdlein bei den Unterirdischen zu erleiden gehabt hat, wie aus dem grauenvollen Zustande der Zurückgegebenen geschlossen werden muß, die liebevolle Aufnahme bei den Feen und die hohen Freuden des Aufenthalts in ihrem Reiche zu schildern? Ein in jeder Hinsicht stichhaltiger Beweis, daß dem wirklich so ist, kann freilich nicht erbracht werden, aber die Wahrscheinlichkeit kann nicht als gering angeschlagen werden, wenn man sich vor Augen hält, daß die kleine Deutsche ebenso wie das Töchterchen des Katalanen sieben Jahre lang dem väterlichen Hause fern bleibt. An diesen sieben Jahren hat wohl Tieck nichts ändern zu sollen geglaubt, die Scott, als erster, für das Verweilen bei den Elfen und ähnlichen Wesen allgemein und ein für allemal feststellt: . . . it is the common opinion, that persons, falling under the power of the fairies, where only allowed to revisit the haunts of men, after seven years had expired¹⁾. Diesen Zug hat denn, später, auch Wilhelm Grimm für jene Einleitung übernommen, und er hat den sieben Jahren eine so hohe Bedeutung beigelegt, daß er in dem zweiten der seit 1812 unter dem Titel Von den Wichtelmännern zusammengefaßten Märlein — überschrieben war es 1812: Von einem Mädchen, das Gevatter bei ihnen gestanden — den letzten Satz, der auch noch 1819 lautete: „Und als es nach Hause kam, war es statt drei Tage“ (die es in dem hohlen Berge gewesen zu sein glaubte) „ein ganzes Jahr darin

¹⁾ 237; siehe auch 179, 216. Vgl. weiter Fr. Rühls, Die Edda, 1812, 19 und Wimberley, 328 f.

gewesen“, von der 3. Auflage an so geändert hat: „Da war es nicht drei Tage, wie es gemeint hatte, sondern sieben Jahre bei den kleinen Männern im Berge gewesen, und seine vorige Herrschaft in der Zeit gestorben“¹⁾).

Aus guten Gründen auch hat Tieck seine Marie, kaum daß sie zu den Elfen gekommen ist, von dem essen lassen, was ihr die anboten; und sie „fand die Früchte so süß, wie sie noch keine geschmeckt hatte, und Andres, der Wettlauf und das Verbot ihrer Eltern waren gänzlich vergessen.“ Ähnliches aber hat er ebensowenig wie wir in dem Essai Scotts finden können; wohl aber mag er in einer Geschichte, die Scott in einem andern Buche mitgeteilt hat, nämlich in der 1810 erschienenen *Lady of the Lake* den Zug gefunden haben, daß wer von den Elfen oder Feen isst, damit der Menschenwelt entsagt²⁾, und das mag genügt haben, um in ihm die Erinnerung an dieses so weit verbreitete und uralte Motiv — auch Persephone muß in der Unterwelt bleiben, weil sie dort einen Apfel gegessen hat — wachzurufen. Bei Marie aber, die ja gern bei den Elfen bleibt, wäre diese Motivierung fehl am Orte gewesen, und so hat Tieck jene Früchte ein Vergessen bewirken lassen, das sie nicht nur vor sich selber und vor ihren Eltern, sondern auch bei dem Leser rechtfertigt; daß er dabei in die Spuren des Grammatikers Saxo geraten ist, bei dem Thorkillus seine Leute, nachdem er mit ihnen den Fluß, der die Menschenwelt abgrenzt, überschritten hat, warnt, von den Speisen der dortigen Wesen zu essen, weil sie sonst das Gedächtnis würden verlieren und immerdar unter ihnen leben müssen³⁾, braucht schließlich kein Zufall zu sein.

Nicht unwichtig ist auch, daß Zerina, das glänzende Kind, in der ganzen Erzählung Kind bleibt, und für diese Einzelheit

¹⁾ Der zweite Halbsatz dient zu der Erklärung einer vorherigen Einschlebung. In der Anmerkung ist 1856 über diese Änderung kein Wort gesagt worden, und auch bei WP (I, 364 f.) wird sie nicht erwähnt.

²⁾ In einer Note zu Canto IV, 13 (*The Poetical Works*, 1877, III, 171); auch W. Grimm hat dies, augenscheinlich nach derselben Stelle, übernommen (*Nl. Schr.*, I, 417; siehe 412 f. und 474). Siehe auch Köhler, II, 428 f.; weitere Nachweise wären hier zwecklos.

³⁾ Holder, 288; siehe Herrmann, II, 1922, 588 f.

bietet Scott, wieder in der *Minstrelsy*, zwar nicht die Quelle, aber, wieder, die Veranlassung, nämlich mit der Feststellung, daß die (schottischen) Feen are represented as a diminutive race of beings¹⁾, und man muß gestehen, daß Tieck, in dem er das Elfenkind, das schon mit Marie gespielt hat, nach langen Menschenjahren immer noch als Kind darstellt, das sich zur Gespielin der kleinen Elfriede schickt, einen hohen Grad wahrer Stetigkeit erreicht hat.

Wie man sieht, liegt es nicht gerade besonders deutlich zutage, wo sich Tieck die Anregungen zu den einzelnen Szenen der Elfen-Dichtung geholt hat, und so wird sich niemand verwundern, daß es uns keineswegs leicht fällt, die Auswanderung der Elfen samt der Übersehung des Stromes nach ihrer Herkunft zu erklären. Sagen von abziehenden Zwergen, Wichteln u. dgl. sind ja nicht gerade selten: J. E. C. Nachtigal hat in den unter dem Namen *Otmar* 1800 erschienenen *Volksagen* mehrere solche Geschichten gebracht²⁾, aber keine weiß dabei von der Überquerung eines Flusses, die menschliche Hilfe erfordert hätte, zu erzählen, und dies gilt auch für die anscheinend älteste Aufzeichnung, die noch aus dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts stammt³⁾. Der erste, der derlei Auswanderer das Fahrzeug eines Ferges benutzen läßt, ist augenscheinlich Ludwig Tieck, und wenn das stimmt, so ist er der Urheber einer heute schon nicht mehr zu überblickenden Sagenflut⁴⁾.

¹⁾ 224; 227 spricht er dann von these little personages. Hier ist ihm schon Mühs gefolgt (16 f.), dann aber auch Wilhelm Grimm, 448 (mit weitem Belegen). Ansonsten heißt der Fairies' midwife bei Shakespeare (*Romeo and Juliet*, A. I, sc. 4), aus der erst später die Feenkönigin geworden ist, Mab, und Mab ist die keltische Bezeichnung für Kind, wie denn Mabinogi Kindheit bedeutet; siehe Wirt Sikes, *British Goblins*, 1886, 14, J. Loth, *Les Mabinogion* ², 1913, I, 11 f.

²⁾ 325—331; zwei davon haben die Grimm in den *Deutschen Sagen* als n° 152 und 153 (später 153 und 154) wiedergegeben.

³⁾ Rich. Kühnau, *Schlesische Sagen*, 1910—1913, II, 66 f.

⁴⁾ Jacob Grimm hat (*DM*, I, 380, n., III, 132) nur ganz junge Erzählungen anführen können, und 1933 sagt Von der Leyen, solche Sagen seien in Deutschland erst im neunzehnten Jahrhundert aufgezeichnet worden (*Lesebuch der deutschen Volksage*, 126). Sollten allerdings bei Karl Bartsch, *Sagen, Märchen und Gebräuche aus*

Immerhin hat es eine ähnliche Überfahrtsgeschichte schon im sechzehnten Jahrhundert gegeben¹⁾, aber sie erzählt von Mönchen oder nach der Weise von Mönchen gekleideten Leuten, die sich bei Speier von einem Fischer über den Rhein setzen lassen; zuerst ist es nur einer, bei der zweiten Fahrt aber sind es ihrer fünf, und als Grund ihrer Reise geben sie an, die Welt sei ihnen feind. Dann erhebt sich ein furchtbarer Sturm, der Fischer beginnt zu beten, einer der Mönche reißt ihm das Ruder aus der Hand und beginnt ihn zu schlagen; halb tot liegt er im Nachen, als der Tag anbricht, die Fremden sind verschwunden, und er kehrt heim. Am andern Tag trifft ein Bote diese Mönche, die nun auf einem Wagen fahren; er läßt sie vor, und bald darauf sieht er, wie sich der Wagen brennend in den Lüften verliert, und hört Schwerterklingen, als ob ein Heer zusammenginge. Der Bote meldet alles, und man schließt aus diesem Gesicht auf Zwietracht unter den deutschen Fürsten.

Diese Sage hat Benedikte Raubert in ihren Neuen Volksmärchen der Deutschen, 1789—1793, III, 45—47 bearbeitet, und ihre Darstellung hat Jacob Grimm, der sie vollständiger als die alte Sage fand, ausgezogen (DM, 694): Eine Mönchsgestalt weckt in einer stürmischen Nacht einen schlaftrunkenen Schiffer, gibt ihm den Fahrlohn und verlangt, übergesetzt zu werden; es steigen sechs Mönche ein, aber kaum ist der Nachen losgemacht, so füllt ihn eine Menge schwarzer und weißer

Meklenburg, 1879 f., I, 52 f. die die n° 77 einleitenden Sätze, wonach das in dem Folgenden Berichtete in dem Jahre seines Geschehens, nämlich 1722, von 27 Zeugen bewährt und die Geschichte davon in Hamburg gedruckt worden wäre, auch auf die Erzählung des Schlusses bezogen werden müssen, die von der Überfahrt der Unterirdischen über einen See handelt, so stünde die Sache anders; das erscheint aber wohl ausgeschlossen: angehängt ist dem Übrigen diese Erzählung sicherlich erst in einer Zeit worden, wo die Tiecks Elfen abschließende Darstellung längst in den Volksmund eingegangen und von ihm abgewandelt worden war. Auf Tieck geht ja wohl auch Uhlands Gedicht Traum (1812) zurück (Reindhls Abhandlung Zur Stoffgeschichte von Uhlands Traum im 20. Rechenschaftsberichte des Schwäbischen Schillervereines in Marbach ist mir nicht zugänglich gewesen).

¹⁾ Ebenfalls von den Grimm für ihre Sagen übernommen, und zwar als n° 275 (276); abgedruckt bei Von der Leyen, 2.

Herren. Drüben steigen alle aus, und der Rachen wird von einem jähen Sturm an die Abfahrtsstelle zurückgeworfen. Hier warten neue Reisende, der vorderste drückt dem Schiffer den Fährgröschen mit eiskalten Fingern in die Hand, und die Rückfahrt des Schiffes erfolgt ebenso gewaltsam wie das erstemal.

Diese Geschichte nun ist es, meine ich, die Tieck zu seiner Schilderung der Fahrt der Elfen über dem Strom angeregt hat; für den Abzug der Elfen überhaupt genügten die Vorbilder bei Otmar, und wer von Vorbildern nichts wissen will, der nehme zur Kenntnis, daß in der Spiessschen Erzählung von dem alten Weibe, an der in Einer Nacht hundert Jahre vorbeigerauscht sind, Hans Heiling sagt, daß er „bald von hier abreisen werde, weil zwei Dritttheil seiner Zwerglein schon fort und entflohen wären“.

Daß ansonsten Wichteln, Zwerge usw. den Menschen hin und wieder gefällig sind und ihnen Dienste leisten, ist längst bekannt gewesen; daß aber ähnliche Wesen schon durch ihre Anwesenheit einer ganzen Gegend zum Segen gereichen, ist wohl Erfindung Tiecks, und dasselbe gilt natürlich von den traurigen Folgen ihrer Verscheuchung.

Über die literarischen Nachwirkungen der Tieckschen Elfen-Dichtung ist viel zusammengeschrieben worden; sicher ist als von den Elfen abhängig E. T. A. Hoffmanns Märchen Das fremde Kind anzusprechen, und von dem braunen Mädchen in Stifters Ragensilber wird behauptet, sie sei eine Nachfahrin Zerinas sowohl als auch dieses Fremden Kindes¹⁾; aber daß man dem Werke Tiecks vor allem mit den Mitteln der Literaturwissenschaft hätte an den Leib rücken müssen, daß vor allem die einzelnen Motive zu untersuchen und so festzustellen gewesen wäre, was sich Tieck angeeignet hat, was also jedermann zur Verfügung stand, und was ihm von Haus aus eigen war, das ist niemand eingefallen. So ist auch übersehen worden, daß Tieck einen Nachahmer auch in sich selber gefunden hat.

Diese Nachahmung hat er in der von ihm so genannten Märchen-Novelle Das alte Buch und die Reise ins Blaue

¹⁾ Mimi S. Zehle, Das deutsche Kunstmärchen, 1933, 155.

(1835) begangen, und zwar in der dort eingeschalteten Geschichte von dem Schäferknaben, die sich Athelstan von jenem Gottfried erzählen läßt, der später, nach seinem Wohnsitz, Gottfried von Straßburg genannt werden und den holdseligsten Tristan singen wird¹⁾: man lese sie nach, und man wird erfahren, daß dieser Knabe eine Nacht bei den Geistern, so wie Marie bei den Elfen, geweilt zu haben meint, daß es aber mehr als sechs Monate gewesen sind, daß ihm also die Zeit ebenso unbemerkt dahin geschwunden ist, wie dieser, daß er von seinen Wirten, die sich seiner ebenso annahmen, wie die Elfen des Mädchens, einen goldenen Becher zum Geschenk erhalten hat, so, wie Marie einen goldenen Ring, und daß ihm, der „die überirdische Herrlichkeit“ in der Höhle im Hügel gesehen hat, auf Erden nichts mehr gefallen kann, so, wie Marie, da sie die Säte und die Gestalten in dem Grafenschloß an den Wundern und der Schönheit mißt, die sie bei den Elfen gesehen hat, den irdischen Glanz als dunkel empfindet. So nahe ist Liefk keiner gekommen, wie er selber²⁾.

In einer einaktigen Feenkomödie hat 1835 der Däne Joh. Ludw. Heiberg die Elfen bearbeitet³⁾, aber nur mit ihrem ersten Teile, der mit der Hochzeit Mariens schließt; er hat zwei neue Personen eingeführt, beide Pritsch- und Schulmeister, die für die komischen Szenen sorgen, und auch sonst viel geändert

¹⁾ Gesammelte Novellen, 1852 f., VIII, 55—59.

²⁾ Unserer Gewohnheit getreu, halten wir auch hier nicht mit unserer Meinung zurück, wie Liefk zu dieser Geschichte, abgesehen von dem Zuge des unbemerkten Verfließens der Zeit, gekommen sein mag. Die Anregung dazu könnte er durch eine Erzählung erhalten haben, die zuerst bei Wilhelm von Neuburg steht (*Historia rerum anglicarum*, l. I, c. 28 (1856, I, 77)), in der freilich der Becher nicht verschenkt, sondern gestohlen wird; gelesen könnte er sie bei Joseph Ritson, *Fairy Tales*, 1831, 66 oder schon bei Lothar (= E. W. von Graeven), *Volksagen und Märchen*, 1820, 169 f. haben. Abgedruckt war sie aber schon von Martin Delrio, *Disquisitiones magicae*, 1599, l. II, qu. 16 (Venetiis, 1606, I, 157) und nach diesem bei Francesco Maria Guazzo, *Compendium maleficarum*, 1608, l. I, c. 12 (transl. by E. A. Ashvin, 1929, 40); übersetzt hat sie dann auch Görres in der *Christlichen Mystik* (², V, 238 f.).

³⁾ Dramatische Schriften, übersetzt von R. L. Kannegießer, 1847, I, 99—189.

Die Elfen ziehen ja auch bei ihm ab, und zwar zur Phantasienwiege, ins Morgenland, aber ihre Königin verspricht vorher noch, alljährlich Boten zu senden, die schnellen Zugvögel, die Land und Luft und Quellen schützen sollen, und damit war denn wohl auch das Theaterpublikum befriedigt.

Mit einer andern Zuhörerschaft aber hat der Mann oder die Frau zu rechnen gehabt, dem oder der es, vielleicht unbeabsichtigt, gelungen ist, die Fabel der Tieck'schen Dichtung ins Volk zu bringen, und mag auch diese erste Erzählerpersönlichkeit nur wenig geändert haben, so ist doch bei der Wanderung von Mund zu Mund nicht nur viel verloren gegangen, sondern auch manches zugewachsen; gewisse Abweichungen haben sich ja schon aus dem Umstande ergeben müssen, daß dies alles nicht auf deutschem Boden, wo es genügt hätte, die Elfen in Zwerglein oder auch nur Unterirdische zu verwandeln, sondern in — Estland vor sich gegangen ist. Mitgeteilt hat diese Geschichte Friedrich Kreuzwald in der für die Finnische Literatur-Gesellschaft in Helsingfors 1866 herausgegebenen Sammlung estnischer Märchen; darnach ist sie von F. Löwe in der Zweiten Hälfte der Estnischen Märchen, Dorpat, 1881, 4—9, mit der Überschrift Des Nebelberges König übersetzt worden. Da sie August Löwis of Menar für seine Finnischen und estnischen Volksmärchen (1922, 214—220) übernommen hat, so daß sich jedermann leicht Kenntnis von ihr verschaffen kann, dürfen wir uns mit kurzen Mitteilungen begnügen.

Die Heimkehr des kleinen Mädchens wird folgendermaßen erzählt: „Als sie in des Vaters Hoftor trat, schien ihr der Ort gänzlich fremd; wo vorher nichts gestanden hatte, da wuchsen jetzt Apfelbäume, an denen schöne Früchte hingen. Auch das Haus schien ihr fremd. Da trat ein fremder Mann aus der Tür, schüttelte wie verwundert den Kopf und sagte, so daß das Mädchen auf dem Hofe es hörte: Ein fremdes Dorf-mädchen ist auf unserem Hofe. Dem Mädchen erschien die Sache wie ein Traum, doch trat sie einige Schritte näher, bis sie an die Türschwelle kam. Als sie ins Zimmer hinein sah, erblickte sie den Vater, der auf der Ofenbank saß; eine fremde Frau und ein junger Mann saßen neben ihm, aber dem Vater waren Bart und Haupthaar ganz grau geworden. Guten

Morgen, Vater! sagte die Tochter, wo ist die Mutter? — Die Mutter, die Mutter? rief die fremde Frau zusammenfahrend. Hilf Gott! bist du der verlorenen Liu Geist, oder bist du ein lebendiges Geschöpf wie wir? Ist es denn möglich, daß unser liebes Kind, das uns vor sieben Jahren verstarb, zum zweiten Male ins Leben zurück kommt? — Liu konnte aus dieser Rede nicht Flug werden. Da erhob sich die fremde Frau von der Bank, streifte Lius Hemdärmel auf, fand auf der Handwurzel eine kleine Brandnarbe und rief dann aus, das Mädchen umhalsend: Unsere Liu, unser für tot beweintes Kind, das vor sieben Jahren im Walde verloren ging. — Das kann ja nicht sein, erwiderte Liu, ich bin nur eine Nacht und einen Tag von euch weg gewesen, oder zwei Nächte und einen Tag.“

Zu Weihnachten heiratet sie den jungen Mann, den sie bei ihrer Rückkehr auf dem elterlichen Hofe gesehen hat, und im nächsten Jahre bekommt sie ein Töchterchen. Den Verkehr mit den Leuten des Nebelbergs jedoch, von denen sie eine Spange erhalten hat, die sie nur anzuhauen braucht, um bei ihnen zu sein, gibt sie auch jetzt nicht auf; da sie sich aber, als einmal ihre Abwesenheit entdeckt wird, ihrem Versprechen gemäß weigert, zu sagen, wo sie gewesen sei, und da sie auch nicht gestehen will, wo sie jene sieben Jahre verbracht hat, wird sie als Hexe und Werwolf zum Tode verurteilt. Der Scheiterhaufe lodert schon auf, als sie der König des Nebelbergs rettet; dann läßt er ihr Kind zu ihr auf den Nebelberg holen. — „Der Mann freite eine andere Frau, aber weder seine eigene Wirtschaft, noch die andern Höfe nahmen so guten Fortgang wie sonst; allsommerlich litten sie Schaden durch Dürre, das Getreide und Gras verdarben, weil der erfrischende Nachttau nicht auf den Strich fiel, den die Leute bewohnten. Des Nebelberges König war zornig darüber, daß sie sein Pflegekind hatten umbringen wollen.“

Der Bauer geht eben auch in Estland, wo er wohl noch bis vor kurzem an derlei wunderkräftige Wesen zumindest ebenso geglaubt hat, wie in längst verwichenen Zeiten seine deutschen Standesgenossen, den Dingen auf den Grund: der Tau bleibt aus; Lieck hat mit dem Abzug der Elfen alles erklärt zu haben geglaubt.

Goldener

Justinus Kerners Goldener ist erstmalig in dem von Kerner, de la Motte-Fouqué, Uhland u. a. herausgegebenen Deutschen Dichterwald, 227 f. erschienen, der in den letzten Maitagen 1813 herausgekommen ist, also etwa fünf Monate später als die Märchensammlung der Brüder Grimm; niedergeschrieben aber war er schon fast zwei Jahre vor dem Drucke, und dies erfahren wir aus einem Briefe Kerners an Uhland, der uns auch über den Vorfall unterrichtet, der den Anstoß zu seiner Abfassung gegeben hat.

In diesem Briefe, datiert aus Wildbad und vom 29. August 1811¹⁾, heißt es:

„. . . Ein simpelhafter Baurenjunge auf einem Hof im Wald kam auf den Gedanken, in seiner Langweile Vögel im Netze zu fangen. Der erste Vogel, den er fing, war ein weißer Distelfink, der in Calw zu sehen ist. Man könnte das Ding noch weiter spinnen, er suchte Blumen im Walde, und die erste Blume, die er fand, war eine Kaiserkrone u. s. w. u. s. w. Oder so: — ich habe Dir geschwind ein Kindermärchen daraus gedichtet, damit Du siehst, wie wenig mir eine solche Dichtungsart gelingt. Habe indes die Güte und bemerk, was ich weglassen oder beifügen soll, auch stelle mir die Punkte und Kommas recht. — Teile es auch dem“ (Gustav) „Schwab mit, den ich herzlich grüße . . .“

Daß Kerner von Uhland Ratschläge über Weglassungen und Zusätze erhalten hätte, ist nicht bekannt geworden und übrigens durchaus unwahrscheinlich; denn Uhlands Lob für den Goldener war überschwänglich, wie sein Brief an Kerner vom 7. September d. J. dartut²⁾:

„Wie soll ich Dir genug danken für Dein himmlisches, goldenes Märchen, das so ganz Goldglanz ist! Man sollte es an trüben Abenden lesen, um den goldnen Abendglanz dadurch zu ersetzen. Wenn meine Aufforderung im letzten Briefe³⁾ Dich dazu

¹⁾ Justinus Kerners Briefwechsel mit seinen Freunden, herausgegeben von seinem Sohn Theobald Kerner, 1897, I, 233 f.

²⁾ Ebendort, 236.

³⁾ Uhland hatte kurz vorher Perraults Märchen von der Belle

veranlaßt hat, so darf mir jeder Buchstab', den ich Dir deshalb geschrieben habe, so lieb sein, als wenn er das schönste Sonett wäre. Dieses Märchen, den Eginhard und die beiden Romanzen vom Teufelsring und vom Herrn von der Haide halte ich für Dein Vollendetstes, ja diese Stücke scheinen mir ebenso klassisch als irgend ein Klassiker. Dichte doch fort in dieser Märchenwelt! Gib uns einen ganzen Band!"

Kerner hat dann den Goldener in seine Dichtung Die Heimatlosen aufgenommen, die er 1816 im Cottaschen Morgenblatt veröffentlichte; vorher schon hatte den Goldener Fr. Gottschalk für seine Sagen und Volksmärchen der Deutschen, 1814, I, 286 f., übernommen, „wahrscheinlich“, wie Kerner sagte, weil er „vermeinte, es liege diesem Märchen eine Volks Sage oder Volksdichtung zugrunde, was aber nicht ist“¹⁾. Dem Beispiele Gottschalks ist dann Bechstein mit seinem Deutschen Märchenbuch gefolgt, dazu hat dann Ludwig Richter drei Holzschnitte gemacht, die haben viel beigetragen, daß es sich die Kinder merken, aber als die groß geworden sind, haben sie es, weil keine großartigen Abenteuer drin waren, doch vergessen, und darum ist es gut, daß es ihnen, die jetzt erwachsene Leute sind und etwas vorstellen und selber Kinder haben, die sie lehren sollen und wollen, das Schöne zu lieben und ihm nachzustreben, ins Gedächtnis zurückgerufen worden ist, und das mag auch für das erste Märchen dieser Sammlung und vielleicht noch für etliche andere gelten.

au bois dormant in einem Gedichte bearbeitet und dem Freunde davon am 24. August Mitteilung gemacht, nicht ohne beizufügen, schicken werde er es nicht eher, als bis ihm dieser die „angefangene Bearbeitung desselben Stoffes“ ausgefertigt dageschicke; darauf antwortete ihm Kerner in dem obigen Briefe: „Ich beschwöre Dich, mir alsbald Deine neueren Poesien zukommen zu lassen. Ich habe nie eine Bearbeitung der schlafenden Prinzessin angefangen, kann sie also auch nicht vollenden.“ — Erschienen ist übrigens Uhlands Gedicht Märchen, das er, in dem Briefe vom 7. September „bloße Parodie“ nennt, gerade so wie Kerners Goldener, erst 1813 im Deutschen Dichterwald.

¹⁾ Wilhelm Grimms Urteil über diese Sammlung (vom 20. Dezember 1814) lautete, soweit es uns hier angeht: „Gottschalks Buch ist schlecht, der kleinste Theil aus mündlicher Überlieferung, unter dem aus der Badischen Wochenschrift u. dgl. Gesammelten einiges ganz ohne Kritik aufgenommen, wie Körners“ (sic!) „Märchen vom Goldener“ (Briefwechsel aus der Jugendzeit, 398 f.; siehe dort auch 392).